



flutter.

Winter 2018–2019/Nr. 69

Zeig mal ein wenig

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Thema

Respekt

**Jeder hat das Recht auf
die freie Entfaltung seiner
Persönlichkeit,**



**soweit er nicht
die Rechte anderer
verletzt ...**

Die wichtigsten Regeln für unser Miteinander
finden sich im Grundgesetz. Und du kannst es
immer dabei haben – mit unserer App:
www.bpb.de/ggapp

Editorial

→ Respekt ist keine Sache, nichts Festes. Ihn zu empfangen und zu geben ist Teil der Mikropolitiken des Alltags, in denen wir unsere eigenen sozialen Verhältnisse erfahren und gestalten. Für jeden Menschen ist es wichtig, Beachtung zu erfahren und Anerkennung zu geben. Selbstachtung ist dabei immer auch ein Taktgeber für unsere persönliche Respektkultur.

Die durch die Verfassung garantierte Vielfalt dieser Kulturen ist selbst ein historisch junges Phänomen, gewachsen aus der Wirklichkeit liberaler Gesellschaften und ihren Befreiungen von autoritärem Konformismus, wo der ererbte Stand, das Amt und die Macht den Personen und Institutionen automatisch Respekt verschafft hatten.

In den letzten Jahren ist viel geschehen, um neue Kulturen und Sensibilitäten der Anerkennung zu entwickeln, zum Beispiel für Menschen mit Behinderungen oder für die Durchsetzung der Frauenrechte. Die konkreten Ergebnisse dieser in öffentlichen Debatten ausgehandelten Regeln sind ein Gradmesser für die reale Balance zwischen Freiheit und Ordnung, den gelebten Reichtum an sozialen Möglichkeiten in unserer Gesellschaft.

Aber die Spannungen sind in jüngster Zeit unübersehbar geworden. Antisemitismus, Forderungen nach nationalistischer Revision der Geschichte, Islamfeindlichkeit, Gewalt gegen Flüchtlinge beherrschen die Schlagzeilen immer wieder.

Die Versuchungen der autoritären Einschließung werden für viele wieder attraktiv. Darin gibt es Respekt nur für die eigenen Gruppenmitglieder in einer mehr oder weniger strengen hierarchischen Ordnung. Nach außen herrscht Abgrenzung bis hin zu offener gewaltbereiter Feindschaft. Es ist oft einfacher, sich zu befinden, als die Widersprüche auszuhalten. Die sozialen Medienplattformen machen es leicht, Hass zu säen und dafür Ruhm und Anerkennung einzufahren.

Der Widerstand dagegen ist für die freiheitliche Gesellschaft überlebenswichtig. Die Erfahrungen im Kampf gegen die Unterdrückung der Frauen und zur Überwindung des Patriarchats müssen neu gemacht werden. Feindbilder zu bekämpfen ist keine einfache Sache. Allein schon solche Gewalt im eigenen Alltag, zum Beispiel in der Schule, als Problem zu sehen und offen anzugehen ist schwierig geworden.



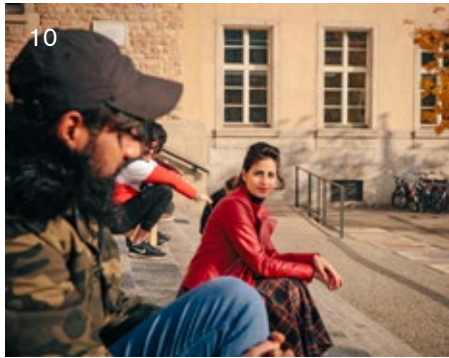
Viel Rauch um viel: Jeden Tag sind wir mit Situationen konfrontiert, bei denen es darum geht, Rücksicht zu nehmen, Achtung zu erweisen, die Anderen zu respektieren. Wer raucht, sollte zum Beispiel schon schauen, dass er niemanden damit belästigt.

Deutschland ist seit Jahrzehnten eine Einwanderungsgesellschaft, wird sich dessen aber erst seit einigen Jahren wirklich und öffentlich bewusst. Die damit einhergehenden Konflikte verlangen in der globalisierten Welt einen neuen und sensiblen Realismus. Die Anzahl der Gruppen derer, die hier mitreden und an der Aushandlung von Regeln beteiligt werden wollen, ist größer denn je. Diese Unübersichtlichkeit kann ein Gewinn werden. Dazu müssen wir offen Kritik formulieren können und die eigenen Routinen verlassen, uns auf andere einlassen. Wir müssen so aufs Neue klären, was gelten soll und wo die Toleranz aufhört.

Respekt ist das Gegenteil von Ignoranz. Ich bin auch für das mitverantwortlich, was wie der deutsche Kolonialismus lange zurückliegt. Oder was bei der Herstellung meiner Konsumgüter sehr weit entfernt geschieht. Respekt gibt es nicht als Flatrate, er ist ein Tanz, der immer neu beginnt. ←

Thorsten Schilling

Inhalt



5
R wie Rücksicht
Hier geht es um den Kampf um unsere Freiheiten

8
So ist es, ich zu sein; Teil 1
Alex ist arbeitslos und fühlt sich ziemlich mies behandelt

SCHWERPUNKT IDENTITÄTEN

10
So sind sie
Oder auch nicht. „Die Muslime“ gibt's nicht. Über eine Frau, die keine Lust auf Klischees hat

12
Achtung! Achtung
Wer als Kind ständig runtergemacht wird, tut sich später schwer, andere vernünftig zu behandeln. Darüber reden wir im Interview

16
Stolz & Vorurteil
Mit Straftaten Angst und Ehrfurcht verbreiten – das ist in manchen arabischen Großfamilien leider Alltag

20
Hinsehen
An Schulen häufen sich antisemitische Vorfälle. Was kann man dagegen tun?

22
Okay, es war ein Völkermord, aber...
Deutschland fällt es schwer, sich für das Unrecht in den ehemaligen Kolonien zu entschuldigen

25
Chapeau, Kollegen!
Diese Menschen mit Behinderung machen ein echt gutes Magazin

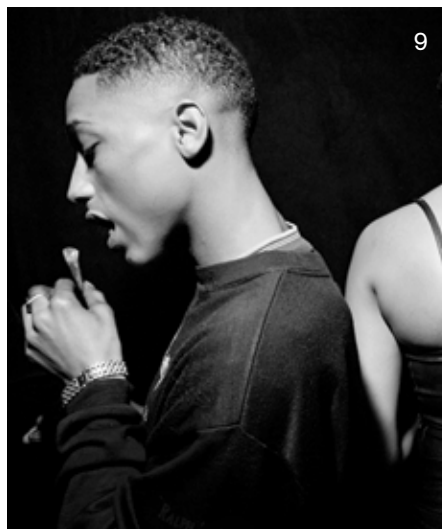
26
Geht's noch?
Mit manchen Gesten, die freundlich gemeint sind, kann man woanders ganz schön anecken

28
Meine Sklaven
Für unseren Lebensstil müssen andere Menschen leiden

30
Kick Ass
Bei Werder Bremen haben sie keine Lust auf Nazis im Stadion

32
So ist es, ich zu sein; Teil 2
Mia ist bisexuell. Und damit haben manche ein Problem

33
Ich hasse dich
Ein Fotograf hat Leute besucht, die besonders schlimme Posts schreiben



37
„Man muss die Grenzen der anderen anerkennen“
Was eine Fast-Hundertjährige über unser Thema denkt

38
Geht gar nicht
Über Political Correctness wird leidenschaftlich gestritten

41
Kein Porno
Über Jugendliche, die beim Sex keine Grenzen kennen

44
Hör doch mal, wie krass ich bin
Viele Rapper setzen auf extra krasse Reime – ein paar machen's anders

46
Feind und Helferin
Unterwegs mit einer Polizistin, die sich vieles gefallen lassen muss

49
So ist es, ich zu sein; Teil 3
Anja ist Lehrerin. Und hat so ihre Tricks, von den Schülern anerkannt zu werden

50
Impressum & Vorschau

Okay, du hast kein Geld.
Das respektieren wir. Hier
gibt es fluter kostenlos:
www.fluter.de/abo

Vor dem Gesetz sind
alle gleich. Das war
nicht immer so.
Rechte für Frauen,
Sklaven oder
Minderheiten
mussten erst
erkämpft werden.
Eine Verbeugung
vor der Geschichte

A person wearing a dark suit and a white shirt with a tie is bowing deeply, their head touching the ground. The background is a solid, vibrant green. The person's hands are clasped in front of them, and their feet are visible at the bottom of the frame.

Von Arno Frank

R

→ Immer ist da einer, der was will – sei es in der steinzeitlichen Steppe ein Fetzen vom gemeinschaftlich erlegten Mammut, sei es in Hamburg ein Platz in der überfüllten U-Bahn. Respekt wird erkämpft, gewährt, eingeräumt oder aber verwehrt.

In der Natur des Menschen liegt der Wunsch, von anderen Menschen als Gleicher anerkannt zu werden. Er will sich in jeder Gemeinschaft – von der Familie bis zum Imperium – aufgehoben fühlen und gemäß seinen Anlagen entfalten. Die Grundlage dafür ist in vielen Ländern die Verfassung, auch in Deutschland.

Um Respekt und Anerkennung wird seit jeher gerungen. Denn ohne eine zumindest rudimentäre Anerkennung des anderen ist menschliche Gesellschaft nicht möglich. Anerkennung ist die Voraussetzung für Respekt.

Respekt wurzelt wortgeschichtlich im respectus, das als „Zurückblicken“ schon die „Rücksicht“ enthält und immer ein Innehalten ist. Und damit zwangsläufig ein zumindest zeitweiliges Absehen von eigenen Interessen. Davon redet der Philosoph Arthur Schopenhauer in seinem Gleichnis von den Stachelschweinen, die „an einem kalten Wintertage recht nah“ zusammenrücken, um nicht zu erfrieren. Bei zu großer Nähe aber stören die Stacheln, bei zu großer Entfernung stört die Kälte, „so daß sie zwischen beiden Leiden“ pendeln: „Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte.“ Knapper drückt es in „Dirty Dancing“ Johnny aus, während er Baby die ersten Schritte beibringt: „Das ist mein Tanzbereich. Und das ist dein Tanzbereich. Du kommst nicht in meinen, ich komme nicht in deinen.“

In Europa haben sich viele Menschen mit der Frage befasst, wie dieser Tanz am besten zu organisieren ist. Zum Beispiel, wenn es um den Respekt vor dem Einzelnen und seinen Schutz vor der Willkür der Herrscher geht. Europa war früh ein Labor für den Ausgleich der Interessen. Hier betritt erstmals das moderne Bürgertum – mit der Renaissance sogar das „Individuum“ – die Bühne der Geschichte. Der Philosoph Axel Honneth nennt sein Werk zur „Anerkennung“ deshalb auch eine „europäische Ideengeschichte“. Als deren Ursprung gilt die „Petition of Right“, mit der das englische Parlament 1628 ein Ende königlicher Willkür forderte. Wirklich von Dauer und internationaler Wirkung war die „Bill of Rights“, in der



1689 den Protestanten das Tragen von Waffen – und damit Wehrhaftigkeit gegenüber staatlichem Zugriff – zugestanden wurde. Gleichzeitig wurde das Parlament zum Gegenspieler des Königs, ohne dessen Zustimmung er u.a. keine Steuern mehr erheben konnte.

In den jungen USA nahm man sich das zum Vorbild und gestand 1789 den Bürgern grundsätzliche Rechte auf Meinungs-, Religions-, Presse- und Versammlungsfreiheit zu (Frauen und Sklaven allerdings nicht). Im selben Jahr schrieben sich nach der Revolution in Frankreich die „citoyens“, die aufgeklärten und mitgestaltenden Bürger, das Recht auf Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung in die Verfassung.

Spätestens seit diesem Doppelschlag gegen die bis dahin Herrschenden ist die Verfassung einer Gesellschaft der ver-

Rücks

wie

bindliche Vertrag, den sie mit sich selbst schließt – und ein Spiegel ihres Umgangs mit Minderheiten und anderen Schutz-befohlenen. Bestehen bleibt der geforderte Respekt vor jenen, die eine höhere Macht repräsentieren – den „Respektspersonen“. Aber auch diese Macht ist nicht mehr allumfassend. Sie darf ihren Tanzbereich nicht mehr verlassen.

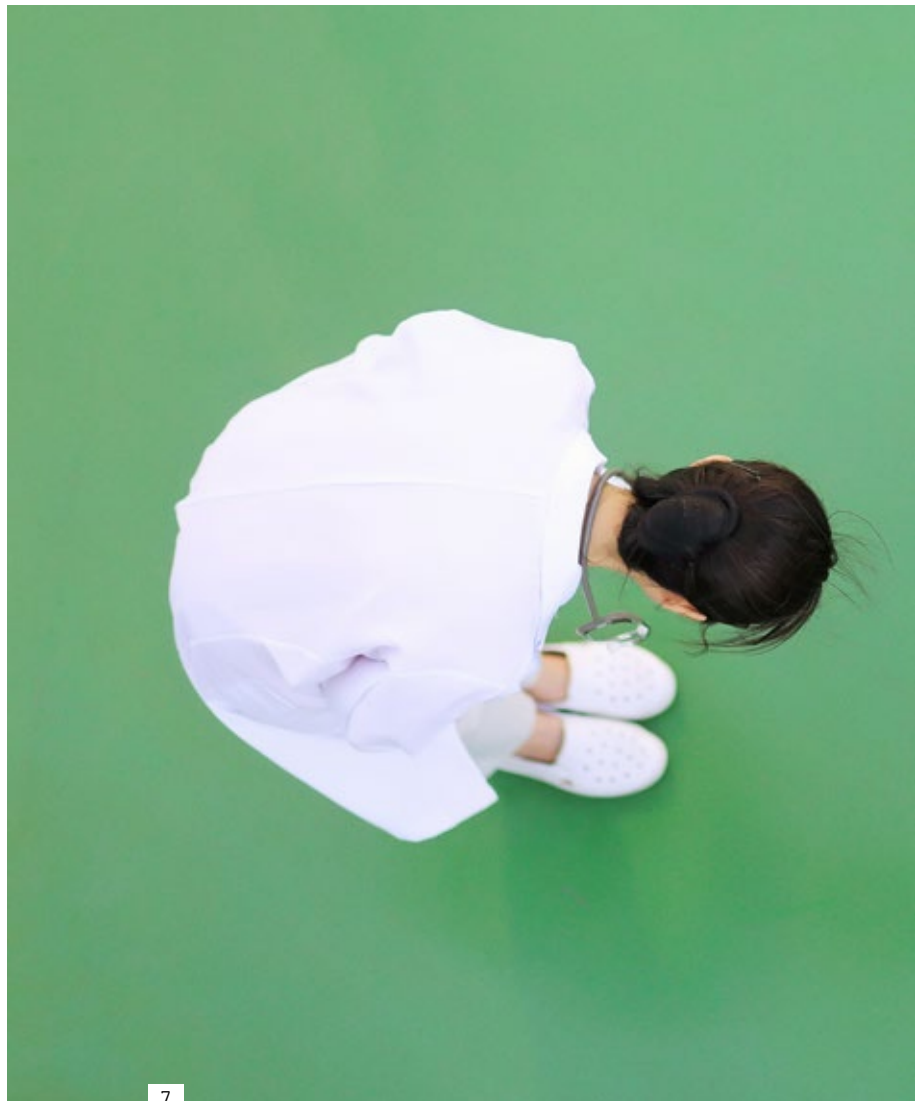
Die Geschichte der Verfassungen ist seitdem die einer permanenten Selbstbefragung und Verfeinerung. Mühsam erstritten wurden von den Sozialisten die Rechte der arbeitenden Bevölkerung, von den Suffragetten das Frauenwahlrecht, von der Bürgerrechtsbewegung die Gleichberechtigung der Schwarzen. Gesellschaft bedeutet, dass eine Vielzahl von Subjekten ständig aufs Neue ihre Rechte und Ansprüche verhandelt. Die einen im Sinne des Gemeinwesens, andere nur mit Blick auf die eigene Situation. Dieser Tanz wird kaum jemals ein Ende nehmen – mit allen Konflikten, die sich daraus ergeben.

Was ist mit dem Recht der Kinder auf Gewaltfreiheit, mit dem Recht des Flüchtlenden auf Asyl? Wie steht es um das Recht homosexueller Paare auf Gleichberechtigung? Ist das einklagbar? Warum nicht? Die Ausdifferenzierung der Rechte in immer raffiniertere Verästelungen ist eine anstrengende Angelegenheit. Ohne Rückschläge und Widerstände ist sie nicht zu haben. Geht es etwa um die berüchtigten Unisex-Toiletten oder die Verwendung einer gegenderten Sprache, setzt bei einem Teil der Mehrheitsgesellschaft bisweilen Überdruß ein („Jetzt ist aber mal gut!“). Was bedeutet, dass für eine Einfühlung in die betroffene Gruppe hier aktuell noch geworben werden muss.

Wirklich gefährlich wird es, wenn sich Herrschende an einen Rückbau rechtlicher Errungenschaften machen und Minoritäten – Migranten, Homosexuellen, religiösen Minderheiten – die Anerkennung verweigern und sie so der Diskriminierung preisgeben. Je geringer der Respekt, umso größer die Gefahr der Verrohung. Wer wissen will, wie hoch eine Gesellschaft moralisch wie zivilisatorisch entwickelt ist, der beobachte sie beim Tanzen.

Schließlich gilt noch immer, was nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte formuliert worden ist: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ ←

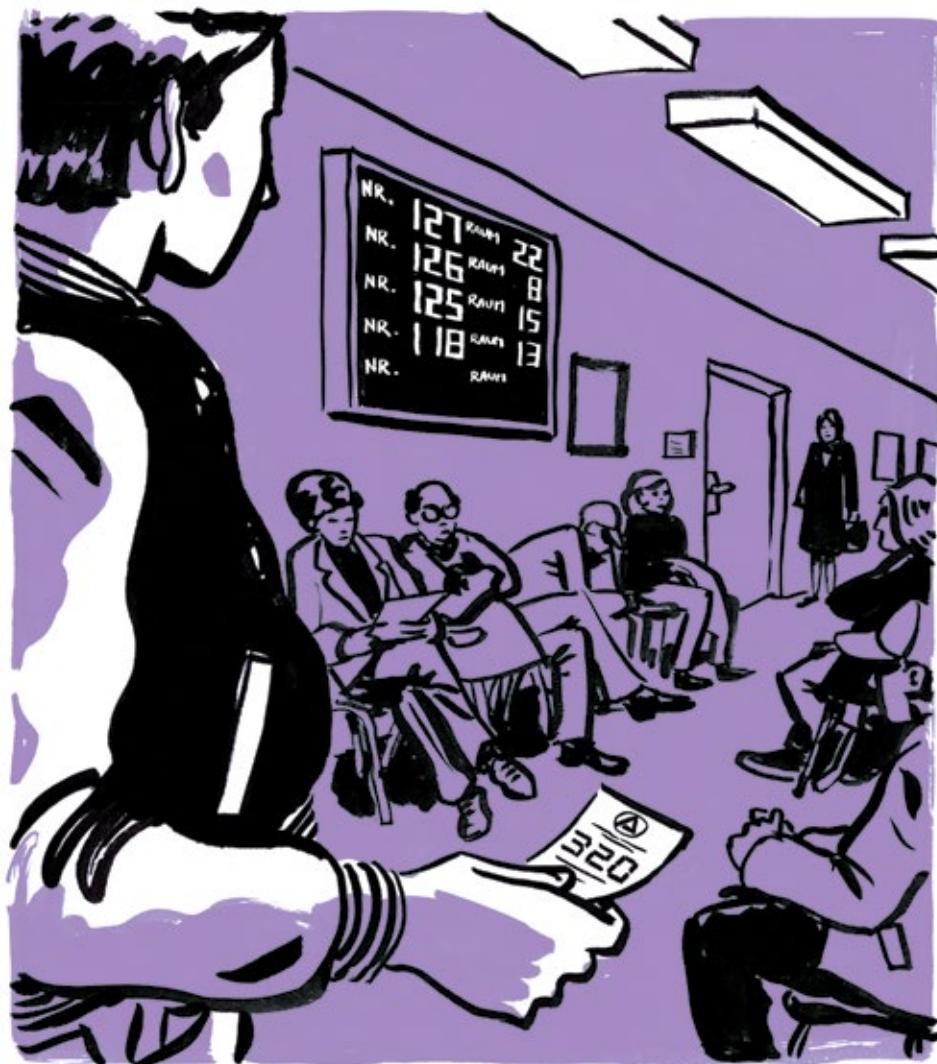
In Japan ist das Verbeugen eine wahre Kunst. Wobei sich die Tiefe der Verbeugung nach der gesellschaftlichen Stellung richtet. Schüler müssen sich zum Beispiel bei der Begrüßung tiefer verbeugen als Lehrer, Jüngere tiefer als Ältere. Und wichtig: immer schön den Rücken gestreckt lassen. Niemand soll sich verbiegen.



icht

So ist es, ich zu sein

Teil 1



Alex (31) ist arbeitslos
und hat das Gefühl,
dass ihn andere wie
Dreck behandeln

Protokoll:
Fabian Dietrich

→ Auf meine Freunde lasse ich nichts kommen. Die haben nie auf mich herabgeschaut. Die wissen ja selber, wie es ist, auf Hartz IV zu sein. Aber andere Leute, die mich eigentlich gar nicht kannten, haben mich oft behandelt wie Dreck. Immer wieder verdächtigen mich irgendwelche Typen, ein Schmarotzer zu sein.

Am schlimmsten ist es, wenn ich den Fernseher anmache und dann eine Reality-Sendung auf RTL 2 läuft. Da werden Arbeitslose als der letzte Abschaum dargestellt. Fette Säuer, die Kette rauchen, nichts in der Birne haben und den Staat ausrauben. Das bin doch nicht ich!

Als Hartz-IV-Empfänger ist man sowieso schon ganz unten. Und dann muss man sich auch noch mit den Folgen dieser Zerrbilder auseinandersetzen, die Neid und Wut bei arbeitenden Menschen erzeugen. Erst wenn die Leute verstehen, dass wir nicht diese Karikaturen aus dem Fernseher sind, bauen sie ihre Vorurteile ab. Und wenn sie erfahren, wie mancher zum Empfänger von Sozialleistungen wurde.

Ich habe meinen Schulabschluss erst auf dem zweiten Bildungsweg gemacht. Aber faul war ich nie. Ich bin Elektriker geworden und war bei Zeitarbeitsfirmen angestellt. Auf den Baustellen habe ich immer mein Bestes gegeben. Eines Tages bin ich auf eine 13 Meter hohe Leiter geklettert, habe aber das Gleich-

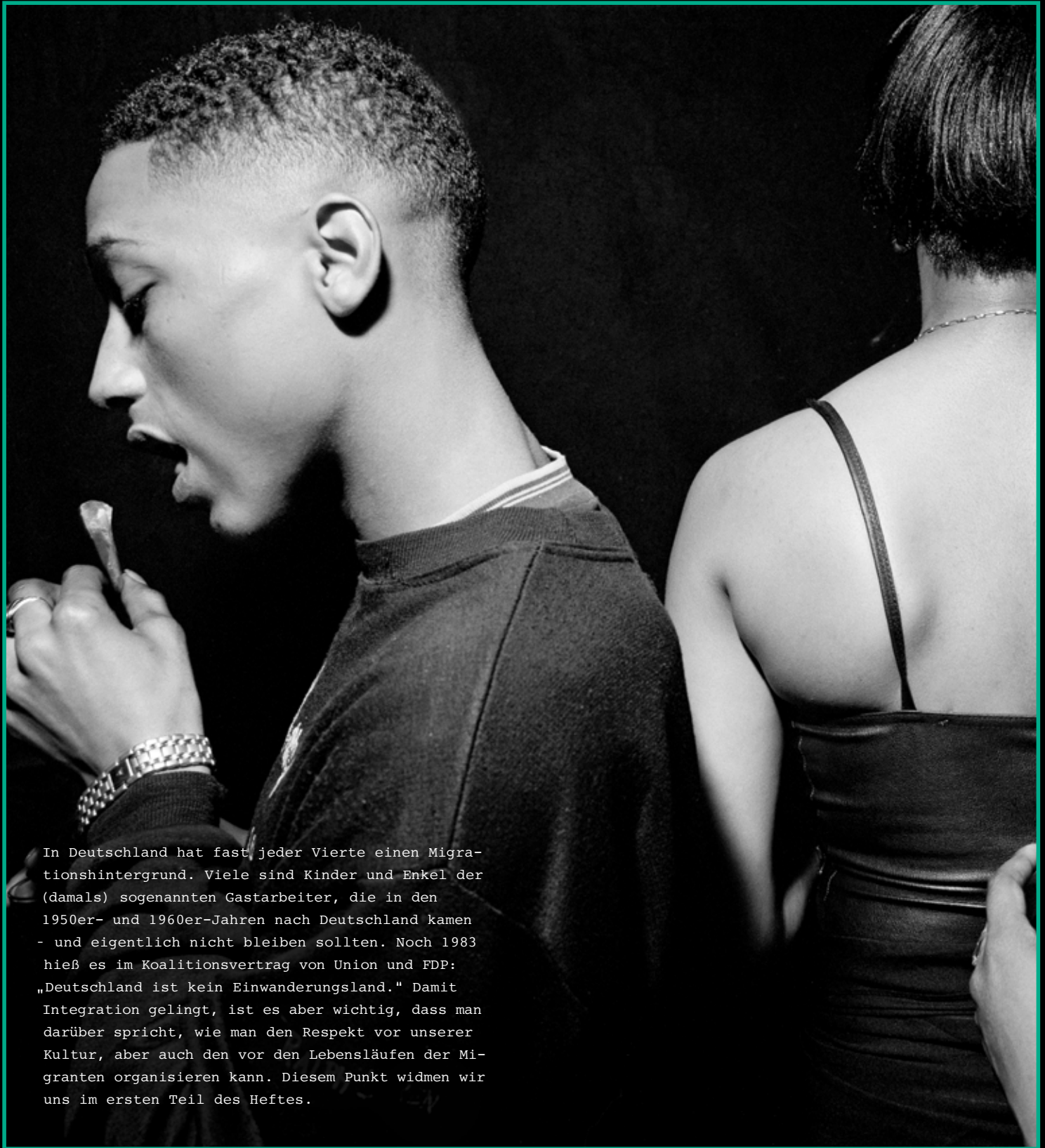
gewicht verloren. Wenn da nicht zufällig Dämmmaterialien gelegen hätten, wäre ich tot gewesen. So waren Nerven und Muskeln zerstört. Körperlich arbeiten kann ich bis heute nicht mehr. Die Zeitarbeitsfirma zahlte mir noch ein paar Wochen weiter Gehalt und schmiss mich dann raus. So landete ich schließlich beim Jobcenter und irgendwann bei Hartz IV. Für die Berater dort war ich nur eine Nummer, die haben mich gar nicht behandelt wie ein Mensch.

Schnell wurde ich in die erstbeste Maßnahme gesteckt. Ich musste zu einem sogenannten Bewerbungstraining. Acht Stunden am Tag gemeinsam mit 30 anderen in einem Raum sitzen und einem inkompetenten Dozenten zuhören, der erklärte, wie man eine Bewerbung schreibt. Arbeit habe ich dadurch keine gefunden. Am liebsten hätte ich eine Umschulung gemacht, aber davon wollten sie im Jobcenter nichts hören.

Eine kleine Erbschaft hat mich vorerst gerettet. Ich habe jetzt ein bisschen Geld und bin dabei, mich selbstständig zu machen. Weil ich weiß, wie ohnmächtig man als Arbeitsloser ist, berate ich ehrenamtlich Leute, die Ärger mit dem Jobcenter haben. Oft hilft nur eine Klage, um sich gegen die Willkür und die Fehler der Mitarbeiter dort zu wehren. ←

Schwerpunkt

Identitäten



In Deutschland hat fast jeder Vierte einen Migrationshintergrund. Viele sind Kinder und Enkel der (damals) sogenannten Gastarbeiter, die in den 1950er- und 1960er-Jahren nach Deutschland kamen - und eigentlich nicht bleiben sollten. Noch 1983 hieß es im Koalitionsvertrag von Union und FDP: „Deutschland ist kein Einwanderungsland.“ Damit Integration gelingt, ist es aber wichtig, dass man darüber spricht, wie man den Respekt vor unserer Kultur, aber auch den vor den Lebensläufen der Migranten organisieren kann. Diesem Punkt widmen wir uns im ersten Teil des Heftes.

So sind sie

Ihre Bücher heißen „Muslim Men“ oder „Muslim Girls“. Darin hinterfragt sie Klischees von Kopftüchern, Salafisten und Bombenlegern. Sineb El Masrar kämpft für die Anerkennung individueller Lebensläufe – auf beiden Seiten

Text: Annabelle Seubert
Fotos: Felix Brüggemann

→ Da ist Oussama. Oussama hat eine Ausbildung zum Krankenpfleger gemacht und führt mit seiner griechischstämmigen Geschäftspartnerin heute eine Firma, die Pflegepersonal vermittelt. Da ist Moussa. Moussa verkauft Potenzmittel, Viagra – meistens in Moscheen. Zu seinem Kundenstamm gehören die, die Keuschheit predigen und Homosexualität vor ihrer Gemeinde manchmal als „Krankheit“ bezeichnen: Imame. Da ist Mustafa. Als Kind bemalte er sich seinen Mund mit dem Lippenstift seiner Mutter – und bekam regelmäßig Schläge, wenn er in ihre Schuhe schlüpfte. Mittlerweile hat er zwei Ausbildungen absolviert, studiert BWL und spricht mehrere Sprachen: Deutsch, Türkisch, Arabisch, Kurdisch und Englisch. Er will in einen großen Kosmetikkonzern einsteigen und ein schönes Leben in Südfrankreich führen.

Da sind noch Aktürk, Ali, Mikhail, Hamza und Aziz. Allesamt „Muslim Men“, die die Autorin Sineb El Masrar getroffen hat, um mit ihnen über ihre Identität, Frauen, ihren Glauben, ihre Familien zu sprechen – und über Vorurteile, denen sie ausgesetzt sind. Seit den islamistischen Terrorakten am 11. September 2001 in New York oder vor drei Jahren in Paris meinen manche, in jedem Muslim einen potenziellen Terroristen zu erkennen. Rechtsextreme Medien schüren diese Angst, sie schreiben längst den Untergang Deutschlands herbei. Und Pegida? Steht für „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“.

Was soll man gegen solche Parolen tun?

Sineb hat sich für das Schreiben entschieden, „Muslim Men“ ist ihr drittes Buch. Ihr erstes hieß „Muslim Girls“ und hat Aufsehen erregt, weil sie dafür losgezogen ist, um die Menschen hinter den Schlagzeilen und dem Geschrei zu treffen. Darin zeigte Sie, dass die „Kopftuchmädchen“, wie sie sogar von Politikern zuweilen herabwürdigend genannt werden, alles mögliche sind: Kabarettistinnen, Moderatorinnen, Geschäftsfrauen und Schauspielerinnen – und eben nicht alle gleich. „Nur Leute, die tatsächlichen Kontakt zu Muslimen haben, wissen, dass Muslime nicht so



Sineb El Masrar ist in Niedersachsen aufgewachsen, ihre Eltern kommen aus Marokko. Sie war Teilnehmerin der Islankonferenz, die den Dialog zwischen den Religionen moderieren soll



oder so sind“, sagt Sineb. „Und nur weil jemand muslimisch ist, heißt das nicht, er oder sie wird unterdrückt.“

Es ist aber nicht so, dass Sineb die Probleme in muslimischen Familien ausblendet. Dort sei der Vater oft die ewige Autorität, die nicht infrage gestellt werde und deren Regeln befolgt würden. „Du wusstest, zu Hause ist Papa Hitler. Was er sagt, wird gemacht. Fertig!“ So hat es ihr Oussama erzählt, auch viele andere berichteten ihr von der Macht der Väter. „Das Patriarchat“, sagt Sineb, „wird von Generation zu Generation weitergetragen.“ Besonders dem Wunsch der Töchter nach Selbstbestimmung werde selten nachgegeben.

Sie selbst, meint Sineb, habe Glück gehabt. Ihre Eltern, die aus Marokko nach Niedersachsen kamen, ließen sie alles fragen. Ihre Mutter riet ihr sogar, bloß nicht zu früh zu heiraten. Beide Eltern wollten einen anderen Weg für ihre Tochter als viele islamische Familien – einen mit Bildung, Erkenntnis und Freiheit. Dieser Respekt vor ihren Vorstellungen hat Sineb gelehrt, anderen im selben Maß mit Respekt zu begegnen, anstatt in Klischees und Stereotypen zu denken.

Vierundzwanzig war sie, als sie „Gazelle“ gründete, ein Magazin, das sich nicht nur an „deutsch-deutsche Frauen“ richten sollte, wie Sineb Frauen ohne Migrationshintergrund nennt – sondern an alle Frauen, die in Deutschland leben. Mit 30 schrieb sie dann „Muslim Girls“, das auch von Mädchen handelt, die sich mit Kopftuch ziemlich wohlfühlen.

Klar, dass sie sich im aufgeheizten Klima, in dem von „Überfremdung“ und „Islamisierung“ die Rede ist, Feinde gemacht hat. Auf beiden Seiten übrigens. Islamkritiker werfen ihr vor, den radikalen Islam zu verharmlosen, für manche Mitglieder strenggläubiger islamischer Gemeinden sind ihre Ansichten ketzerisch. Als sie 2016 aus ihrem zweiten Buch, „Emanzipation im Islam“, las, erhielt sie Polizeischutz – weil sie die muslimischen Verbände in Deutschland kritisiert hatte, die viele als Hindernis für Integration sehen. Nur: Wie soll die gelingen?

Nichts, so sagt Sineb, werde besser, solange die Traditionen von Familie und Religion nicht hinterfragt würden – und sexuelles Begehren als Sünde gelte. Im Zuge der Emanzipation müsse sich darum das Männlichkeitsbild verändern, dringend und vor allem: kulturübergreifend. Denn Männer, die Frauen diskriminieren, seien kein rein muslimisches Problem, ebenso wenig wie frustrierte Männer, die ihren Frust mit Gewalt kompensieren. Auch deutschen Männern falle es schwer, Schwäche zu zeigen. „Nur mal angenommen, deine Identität ist nicht ordentlich ausgebildet. Oder du brauchst Halt, eine Aufgabe. Und dann steht da im falschen Moment der Falsche, ein Rattenfänger ...“ Sineb schüttelt ihre rechte Hand, als hätte sie sich verbrannt. Brenzlich, so was. „Vielen ist der Islamismus eine Ersatzfamilie.“

Ihre Bücher handeln vom Respekt und davon, wie man Scheinheiligkeit entlarvt – in einem Milieu, das weniger eindeutig ist, als Islamisten und Rassisten es wahrhaben möchten. Mustafa, der als Junge den Lippenstift seiner Mutter benutzt hat, führt bis heute ein Doppelleben. Seit elf Jahren ist er Sexarbeiter. Als Transe, wie er sich selbst bezeichnet, und viele seiner Kunden sind Imame. Manche kehren gerade aus Mekka zurück. „Wenn das Licht aus ist, wenn diese Prediger von der Bühne gehen“, sagt Sineb, „dann leben sie all das aus, wofür sie andere verurteilen.“ Und Verurteilen sei das Letzte, was man gebrauchen könne, wenn man sich eine diskriminierungsfreie Gesellschaft wünsche.

Das gelte genauso für die, die es besonders gut mit Migranten meinen und gleich wieder die nächsten Regeln aufstellen. Menschen, die schon die Frage „Woher kommst du eigentlich?“ für bedenklich oder rassistisch halten. Die Frage sei vielleicht als Eisbrecher keine gute Idee und nicht sonderlich originell, meint Sineb. Wenn man aber als Reaktion auf sie aus der Fassung gerate und an die Decke gehe – da frage sie sich dann schon: „Was ist denn eigentlich bei dem los?“ ←





Achtung

Wer andere runtermacht,
hat meist selbst wenig
Anerkennung bekommen.
Denn Toleranz setzt Stärke
voraus – und Respekt vor
dir selbst. Ein erhellendes
Gespräch mit der
Sozialpsychologin Daniela
Renger*, die zu unserem
Thema forscht

Interview:
Niklas Prenzel

Schön nach unten treten: Mit dem Selbstwertgefühl sinkt oft auch das Level der Frustrationstoleranz. Wer als Kind keinen Respekt bekommt, tut sich später schwer, ihn anderen zu zollen

Mal ganz respektlos gefragt: Warum beschäftigt sich eigentlich ein ganzer Forschungsbereich mit dem Thema Respekt?

Respekt ist eine zentrale Form sozialer Anerkennung und so etwas wie der Kitt der Gesellschaft. Im Alltag sprechen wir von Respekt, wenn jemand eine besondere Leistung in der Schule, bei der Arbeit oder beim Sport erbracht hat. Unsere Forschung hat jedoch gezeigt, dass Menschen Respekt vor allem mit der Anerkennung als gleichwertiges Gegenüber verbinden. In einer liberalen Gesellschaft steht Respekt jedem Menschen gleichermaßen zu. Er ist wichtig, um uns als gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft zu verstehen.

Warum ist Respekt so wichtig für den Zusammenhalt in der Gesellschaft?

Wer respektvoll behandelt wird, hat das Gefühl, nicht übergangen zu werden, ernst genommen und gehört zu werden. Es ist ein grundlegender Wert unseres Miteinanders und ermöglicht Autonomie, Partizipation und die Identifikation als gemeinsame Gruppe. Respekt, und auch andere Formen sozialer Anerkennung, prägen unser Selbstbild von frühester Kindheit an und sind für eine gesunde Identitätsentwicklung wichtig.

Warum bekommen manche Menschen mehr und manche weniger Respekt?

Wer von „Respektsperson“ spricht, meint eine Definition von Respekt, die Leistung oder Autorität zugrunde legt. Der Bundespräsident, eine Polizistin oder ein Lehrer erhält zum Beispiel Anerkennung für ihre besondere Leistung oder Rolle. Gleichheitsbasierter Respekt sollte hingegen nicht unterschiedlich verteilt sein, da er sich auf die Anerkennung von grundlegenden Rechten bezieht. In einer gerechten Gesellschaft sollte jeder das Gefühl bekommen: „Du bist gleichberechtigt und wirst ernst genommen.“

Darf ich denn auch mal jemanden richtig blöd finden und nicht respektieren?

Respekt heißt doch nicht, gleicher Meinung sein zu müssen und sich sympathisch zu finden! Ich kann ablehnen, für was du stehst, und schlecht finden, was du machst oder denkst. Aber ich sehe dich trotzdem als gleichberechtigten Teil der Gesellschaft an und gestehe dir zu, deine Meinung kundzutun. Was dabei herauskommt, nennen wir Toleranz: Toleranz ist Ablehnung, die durch Respekt gebändigt wurde.

Aber ich kann doch niemanden respektieren, der andere schlecht behandelt. Sollte nicht auch gelten: Keine Toleranz der Intoleranz?

Toleranz kann durchaus da aufhören, wo demokratische Grundwerte angegriffen werden, dann würde man von berechtigter Zurückweisung sprechen. Es ist ein Spannungsfeld, in das Menschen geraten können, und es ist Aufgabe der Gesellschaft, die Regeln festzulegen, ab wann ein bestimmtes Verhalten nicht mehr tolerierbar ist.

Was kann man dagegen tun, wenn einem wenig Respekt entgegengebracht wird?

Wichtig ist, seine Forderungen zu artikulieren. Bei Respektlosigkeiten immer zu schweigen, ist problematisch für die Psyche. Meine Forschungen haben gezeigt, dass Menschen mit hohem Selbstrespekt eher für ihre Rechte eintreten.

Was bedeutet Selbstrespekt?

Es ist die Überzeugung, wirklich grundlegend gleichberechtigt und gleichwertig zu sein. Menschen, die viel Respekt erfahren, bilden ihn stärker aus. Selbstrespekt entsteht durch die Internalisierung von Respekterfahrungen und ermöglicht selbstbehauptendes Verhalten. Wenn ich zum Beispiel einer Minderheit angehöre und aufgrund meiner Hautfarbe diskriminiert werde, ist hoher Selbstrespekt förderlich, um etwas dagegen zu sagen. Menschen, die wenig Achtung erfahren haben, können dieses Selbstbild nicht verinnerlichen und tun sich schwer damit, für ihre Rechte einzutreten oder einfach mal nur „nein“ zu sagen. Erst ein respektvolleres Umfeld kann sie mit den Fähigkeiten ausstatten, irgendwann besser für ihre Rechte eintreten zu können.

Die Black-Power-Bewegung wählte in den 1960er-Jahren Aretha Franklins „Respect“ zu ihrer inoffiziellen Hymne. Zuletzt forderten unter #MeToo Frauen und unter #MeTwo Migranten mehr Respekt ein.

Diese Bewegungen haben gegen respektlose Behandlung und für mehr Gleichberechtigung gekämpft. Der Begriff Respekt passt dort also ganz gut. Zumindest dann, wenn der Kampf nicht vor allem darauf ausgelegt ist, anderen zu schaden. Bei der #MeToo-Bewegung gab es zum Beispiel einige Frauen, die nicht nur mehr Respekt und Rechte für Frauen wollten, sondern vor allem, dass alle Männer einen auf den Deckel bekommen. Das hat dann weniger etwas mit dem Einfordern von Respekt zu tun, als vielmehr mit Anspruchsdenken und Racheverhalten.

Aber es ist doch schon so, dass Frauen mit weniger Respekt begegnet wird.

Es ist richtig, dass Frauen in vielen Kontexten nicht gleichberechtigt werden. Klassische Rollenbilder legen sie immer noch oft auf bestimmte Bereiche fest und erschweren so den Zugang zu anderen. Übrigens leiden auch Männer unter den Geschlechterrollenbildern. So werden Frauen aus männertypischen und Männer aus frauentypischen Berufen ausgeschlossen – unabhängig davon, ob sie als Personen für diesen Beruf geeignet wären. Es hängt sehr davon ab, welche Möglichkeiten im Alltag vorgelebt werden. Wenn in Filmen meist der Mann der Held und die Frau nur die schöne Begleitung ist, werden dadurch bestimmte Stereotype verstärkt. Frauen sind eher

„Die Gesellschaft kann erwarten, dass die Gesetze befolgt werden“

passiv, Männer die Entscheider, die zum Beispiel für Führungspositionen in Frage kommen.

Wenn man sich die Beschimpfungen und die Erregungen auf Twitter oder Facebook anschaut, hat man den Eindruck, dass die Respektlosigkeiten zunehmen.

Wir leben in einer Zeit, in der vielfältige soziale und politische Positionen aufeinandertreffen und entsprechend häufig gegensätzliche Meinungen vertreten werden. Die Anonymität des Internets erleichtert respektloses Verhalten, da man sich dort nicht in die Augen schauen muss. Aber einige Tendenzen zeigen sich auch offline. Der Ton in gesellschaftlichen Debatten wird rauer und die Grenze des Respekts häufiger überschritten.

Selbst Politiker gehen in Debatten im Bundestag oder in politischen Talkshows oft respektlos miteinander um.

Ich habe den Eindruck, dass einige Politiker Respektlosigkeit quasi als Strategie der politischen Auseinandersetzung nutzen. Klar, sie sind unterschiedlicher Meinung zu Themen, aber sie sollten sich an Normen und Regeln halten und sich als Interaktionspartner/innen respektieren. So ist ein demokratischer Austausch möglich.

Gibt es auch Beispiele für mehr Respekt?

Seit letztem Jahr sind Homosexuelle bei der Ehe gleichberechtigt. Der Kampf um Anerkennung ist ein ständiger Aushandlungsprozess: Wer soll zur Gesellschaft dazugehören, wem sollen gleiche Rechte zugestanden werden? Es muss immer wieder neu hinterfragt werden, wie viel Respekt welche Gruppe in der Gesellschaft bekommt. Vor 120 Jahren konnten Frauen nicht studieren und wählen. Da hat der Kampf für gleiche Rechte sehr viel gebracht.

Welche Rolle spielt Respekt in einer Einwanderungsgesellschaft?

Gegenseitiger Respekt ist eine wichtige Grundlage, um zu einer gemeinsamen Identität zu kommen. Wir haben unser Grundgesetz und unseren Rechtsstaat als Basis. Die Gesellschaft kann erwarten, dass das respektiert wird und die Gesetze befolgt werden. In die Gesellschaft kommen dabei auch Einflüsse, die man noch nicht kannte und an die man sich gewöhnen muss. Toleranz, und damit auch Respekt, erfordert das Aushalten und Akzeptieren von Zumutungen. Das Gute daran: Wenn ich Respekt bekomme, bin ich eher bereit, ihn zu geben. Aber jemand muss den Anfang machen. ←

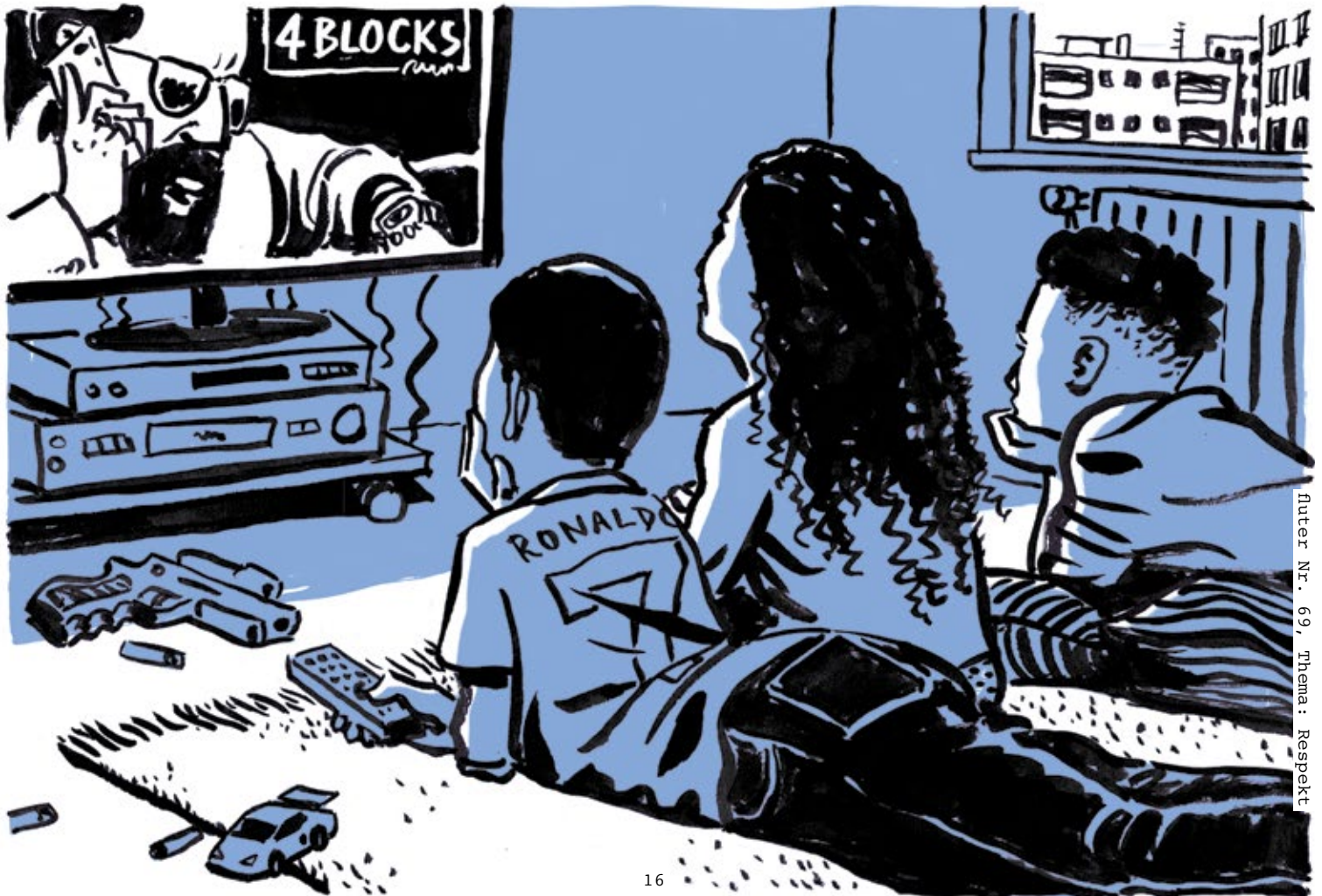


* Mündiger Bürger oder mündige Bürgerin kann nur sein, wer gesellschaftliche Anerkennung erfahren hat. Wie diese entsteht und wie sie sich äußert, das untersucht Dr. phil. Daniela Renger mit ihren Studenten an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel



Hier Deutschland

In Deutschland leben Menschen mit verschiedensten kulturellen Hintergründen zusammen. Wie sieht es mit dem Respekt füreinander aus? Laut der Shell Jugendstudie finden es 82 Prozent der Jugendlichen wichtig, „die Vielfalt der Menschen anzuerkennen und zu respektieren“ und 60 Prozent sogar sehr wichtig. Junge Frauen finden solche Werte, die Respekt vor sozialen Regeln und anderen Menschen einschließen, noch bedeutender als junge Männer. Auch die Vorbehalte, die einige junge Menschen gegenüber türkischen Familien haben, sind weniger geworden. 20 Prozent fänden es nicht so gut, sie als Nachbarn zu haben, bei der Befragung 2010 hatten das noch 27 Prozent gesagt. 62 Prozent sehen in Deutschland außerdem ein Vorbild für andere Länder, bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind es 60 Prozent. Die Traditionen und Bräuche werden dabei wieder wichtiger. 2015 gab es erstmals mehr Jugendliche, denen es zumindest teilweise wichtig war, „am Althergebrachten festzuhalten“ (51 Prozent), als solche denen es nicht wichtig war (46 Prozent).



Stolz & Vorurteil

Von Nik Afanasjew
und Dominik Bardow

Früher haben sich viele Einwanderer vom
Staat nicht respektiert gefühlt,
heute respektieren kriminelle Großfamilien
den Staat nicht. Die Geschichte einer
Eskalation

→ Es ist ein sonniger Nachmittag in Berlin-Neukölln, die Menschen spazieren zum Tempelhofer Feld, fahren Fahrrad oder essen Eis. Plötzlich fallen Schüsse. „Es war ein Schock“, erinnert sich Eisverkäufer Mauro L. und zeigt fünf Einschusslöcher in seinem Verkaufswagen. Eigentlich galten die Schüsse Nidal R., acht Kugeln trafen ihn, vier davon innere Organe. Unbekannte richteten den 36-Jährigen am helllichten Tag regelrecht hin, vor den Augen seiner Frau, seiner Kinder und zahlreicher Passanten.

Das Opfer war sehr oft in seinem Leben selbst Täter: Nidal R. galt als Berlins bekanntester Krimineller, seinetwegen schuf die Berliner Staatsanwaltschaft eine eigene Intensivtäterabteilung für Jugendliche. Der staatenlose Palästinenser hatte schon als Jugendlicher über 100 Einträge in seiner Polizeiakte: Raub, Körperverletzung, Drogendelikte. Er wurde 36 Jahre alt – 14 davon verbrachte er im Gefängnis.

Nidal R. hatte sich viele Feinde gemacht, vor allem unter anderen Kriminellen, aber er genoss auch Anerkennung. Zu seiner Beerdigung auf einem Friedhof in Berlin-Schöneberg strömten über 2.000 Menschen, darunter die Oberhäupter der wichtigsten kriminellen Großfamilien.

Nidal R.s Geschichte ist auch eine Geschichte der kriminellen Clans in Deutschland. Sie handelt von arabischen Großfamilien, die mit Diebstahl, Erpressung, Gewaltverbrechen, Prostitution, Drogenhandel und Geldwäsche mittlerweile große Teile des organisierten Verbrechens in Deutschland bestimmen – und die spätestens mit der Gangster-Saga „4 Blocks“ in die Popkultur eingegangen sind. Die Hauptfiguren sind aufgepumpte Machos in getunten Autos, deren Gangsta-Rap das Gerede von Respekt und Ehre ist. Mit seinen Verbrechen zu prahlen ist wichtig – so wächst die Ehrfurcht, macht man sich einen Ruf, verschafft sich Respekt.

Die Clans folgen einem Ehrenkodex, der für Außenstehende nur schwer zu verstehen ist. Es gibt viele Regeln, manche lehnen sich an die Scharia, das islamische Recht, an. Einige Gesetze sind auf jeden Fall unumstößlich: Den männlichen Familienoberhäuptern gegenüber sind die jüngeren Mitglieder zu Respekt und Gehorsam verpflichtet. Und gegenüber der Polizei wird eisern geschwiegen, Probleme regelt man intern.

Einer, der weiß, wie es in den Clans aussieht, ist Hammed Khamis. Als elftes von 14 Kindern einer libanesischen Einwandererfamilie geriet er auf die schiefe Bahn: Raub, Erpres-

sung, Körperverletzung. Fünf Monate saß er in Untersuchungshaft. Dann änderte er sein Leben, stieg aus, wurde Streetworker, Journalist und schrieb ein Buch: „Ansichten eines Banditen“.

Heute trifft sich der 37-Jährige zum Gespräch lieber auf einem Spielplatz als in einer Shisha-Bar. „Bis ich 19 war, war ich in Deutschland nur geduldet. Du darfst nicht verreisen oder arbeiten, fühlst dich ausgegrenzt. Wenn man nur 150 Euro im Monat bekommt, denkt man sich was aus, wie man dazuverdient.“ Das Geld sei aber nur das eine: „Es geht auch um Respekt. Um Ehre.“

Wer sich in Schlägereien behauptet, sich für die Ehre von Mutter oder Schwester prügelt, viel Geld verdient und das auch zeigt, der bekomme Anerkennung, erklärt Khamis. „Es ist wie in den Charts: Du kannst steigen oder fallen.“ Als er sich von der Familie distanzierte, war er „wieder bei null“. Natürlich könne man sich auch als Arzt oder Anwalt Respekt verdienen. „Aber du musst auch deinen Mann stehen. Das heißt, wenn die Familie ruft, sie zu verteidigen.“

Das kann bedeuten, per Handy spontan zu einer Schlägerei gerufen zu werden oder im Extremfall sogar für ein anderes Familienmitglied ins Gefängnis zu gehen. Wobei Khamis mit fester Stimme betont: Die allermeisten der Mhallami-Kurden, wie er selbst einer ist, seien keine Verbrecher.

„Dieses Phänomen gibt es mittlerweile in fast allen deutschen Großstädten“, sagt Ralph Ghadban. Der ebenfalls aus dem Libanon stammende und in Berlin lebende Politologe und Islamwissenschaftler hat gerade das Buch „Arabische Clans – Die unterschätzte Gefahr“ veröffentlicht. Zu den Minderheiten aus dem Libanon, wie die Mhallami, die Ende der Siebziger während des Bürgerkrieges eingewandert sind, kämen zunehmend andere ethnische Gruppen wie Türken, Albaner oder Tschetschenen hinzu.

Es ist ein düsteres Bild, das Ghadban in seinem Buch zeichnet: Die kriminellen Clans betrachten demnach die demokratisch-freiheitliche Grundordnung und ihre liberalen Gesetze nicht als Errungenschaft, sondern als Schwäche. Die Familien seien streng patriarchalisch-hierarchisch aufgebaut, Frauen hätten kaum Freiheiten, Recht und Gesetz würden selbst definiert, Polizisten, Zeugen und Richter eingeschüchert.

Einige der Clans sollen deutschlandweit mittlerweile Tausende von Mitgliedern haben. Nicht alle seien kriminell, betont Ghadban, aber als Mitwisser verpflichtet, über die Taten ihrer Verwandten zu schweigen. „Die Familienehre ist ein Zwang, Verräter müssen mit Konsequenzen rechnen.“ Geeignete Aussteigerprogramme gebe es kaum. „Dieser Ehrenkodex in den Familien macht es schwierig, verdeckte Ermittler einzuschleusen“, sagt Daniel Kretzschmar vom Bund Deutscher Kriminalbeamter. „Und wir können nicht gegen ganze Familien ermitteln, nur gegen Einzelpersonen oder Gruppen, die Straftaten begangen haben.“

Nach dem Mord an Nidal R. veröffentlichten Freunde im Internet Fotos der angeblichen Täter. Manche Kommentare in sozialen Netzwerken drückten Bewunderung für Nidal R. aus, andere freuten sich auf zynische Weise: „Einer weniger.“

„Der Ehrenkodex in den Familien macht es schwer, Ermittler oder Vertrauenspersonen einzuschleusen“

Am Tatort liegen verwelkte Blumen, auf Zetteln stehen Trauerbotschaften. Ein Graffiti, das den Verstorbenen zeigte, ließ die Polizei übermalen, sie will keine Heldenverehrung. Aus Sicherheitsgründen standen die Maler unter Polizeischutz.

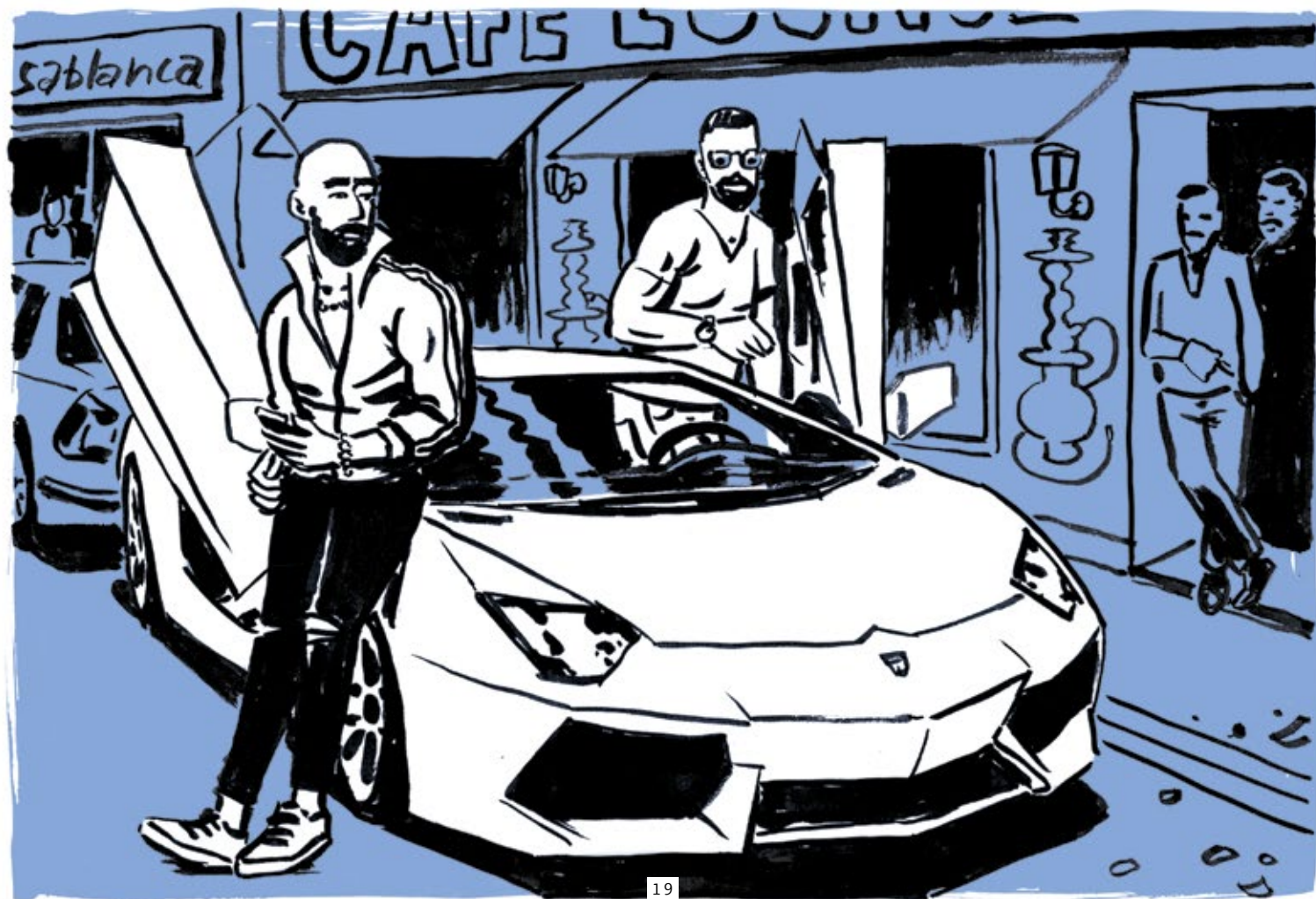
Jens Rockstedt, der Integrationsbeauftragte von Neukölln, befürchtet, dass angesichts der Berichte über den Mord an Nidal R. und die Beerdigung, die an ein Mafia-Begräbnis erinnerte, nun wieder von der „Parallelgesellschaft“ geredet wird – und dadurch eine Negativspirale entsteht: „Vorbehalte gegen Migranten werden dadurch

nicht weniger“, so Rockstedt. Dabei gebe es durchaus Erfolge. Die Polizei komme vielleicht kaum ran an die Clans, aber Sozialarbeiter aus der Community würden sehr wohl in die Familien gehen und über die Risiken sprechen, die mit den Verlockungen des schnellen Geldes einhergehen. Die Rückmeldung sei gut, gerade die Kinderkriminalität gehe zurück. „Die Integrationspolitik hat aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt“, sagt Rockstedt. Damit meint er die 1970er-, 1980er- und 1990er-Jahre, als in der Asyl- und Einwanderungspolitik eine harte Linie verfolgt wurde: Um Asylbewerbern keine Anreize zum Bleiben zu bieten, erschwerte ihnen der Staat sowohl die Ausbildung als auch die Möglichkeit, eine Arbeitsstelle zu finden. 1983 sank so in Deutschland die Beschäftigungsquote bei Ausländern auf 38 Prozent. Vor allem staatenlose Flüchtlinge ohne Papiere wurden nur geduldet. Einige warfen ihre Papiere aber auch bewusst weg, um nicht in ihre Herkunftsländer zurückgeschickt zu werden, wo sie mitunter schon kriminell geworden waren. Hätten die Verbrecher von heute eine Chance gehabt, sich zu integrieren, wenn sie anders behandelt worden wären? Politologe Ghadban verneint die Frage. „Viele Clanmitglieder sind doch schon 40 Jahre hier und nachträglich anerkannt worden.“

Nidal R. kam mit acht Jahren als Flüchtling aus dem Libanon, 2003 sagte er dem „Spiegel“, er sei „unter Kriminellen“ aufgewachsen und „irgendwann selbst zum Kriminellen“ geworden: „Wenn du einmal drin bist, kommst du nicht mehr so leicht raus.“

Anti-Gewalt-Seminare, die er besuchte, fruchteten nicht. Stattdessen lieferte er sich Verfolgungsjagden mit der Polizei, fuhr unter Drogeneinfluss und ohne Führerschein, verwüstete Gefängniszellen. Da seine eigene Familie nur wenige Mitglieder umfasste, verdingte er sich als Schläger für andere Clans. Es gab zuvor schon versuchte Anschläge in Berlin, die offenbar ihm galten. Die Polizei hatte Nidal R. vor weiteren gewarnt, trotzdem machte er weiter.

Die Polizei hofft, den Zusammenhalt in Verbrecherclans zu schwächen, indem sie dort zuschlägt, wo es denen besonders wehtut: beim Geld. Im Juli 2018 wurden in Berlin 77 Immobilien und Grundstücke im Wert von etwa zehn Millionen Euro, die mutmaßlich zur Geldwäsche dienten, vorläufig beschlagnahmt. Doch das allein wird wohl nicht reichen. „Die Bekämpfung der Clan-Kriminalität ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe“, sagt Politologe Ghadban. Und fordert mehr Austausch zwischen Polizei, Justiz, Ämtern und Schulen. „Es darf nicht erst reagiert werden, wenn Blut fließt.“ ◀



Hinsehen

Mobbing gehört zum Schulalltag. Trotzdem wissen viele Schulen nicht, wie sie damit umgehen sollen – vor allem bei antisemitischen Vorfällen ist die Verunsicherung groß

Von Ralf Pauli

→ Für Wenzel Michalski ist es blanker Hohn. An der Friedenauer Gemeinschaftsschule in Berlin hängt immer noch das Schild „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Dort, wo sein Sohn monatelang von Mitschülern antisemitisch beschimpft und geschlagen wurde. „Juden sind alle Mörder“ war eine der Feindseligkeiten, die sein damals 14-jähriger Sohn von einem muslimischen Mitschüler zu hören bekam. Eine andere: „Ich kann nicht mit dir befreundet sein, weil du Jude bist.“ Es blieb nicht bei solchen Sprüchen, Michalskis Sohn wurde bedroht, getreten und gewürgt. Auch Schüler aus höheren Klassen setzten ihm nach. Zum Schluss zielte einer mit einer Pistole auf ihn – und drückte ab. Eine Attrappe.

Was kommt als Nächstes, fragten sich die Michalskis. Ein Messer? Eine echte Knarre? „Nach der Sache mit der Pistole hatte unser Sohn Angst um sein Leben. Wir ehrlich gesagt auch.“

Andere jüdische Schulkinder erlebten Ähnliches: An einem Gymnasium in Wedding lobte eine Mitschülerin Hitler, weil dieser viele Juden umgebracht habe. Und an der renommierten bilingualen John-F.-Kennedy-Schule in Zehlendorf klebten Neuntklässler ihrem jüdischen Mitschüler Zettel mit Hakenkreuzen auf den Rücken und wünschten ihm, er solle „ab nach Auschwitz“ fahren. Mit dem Güterzug.

Wie ist es möglich, dass sich der Hass gegen Juden heute wieder so unverhohlen äußert? Allein in Berlin kommt es jeden Tag im Schnitt zu fast drei antisemitischen Vorfällen: Kippa-träger werden auf offener Straße angegriffen, im Netz lassen Antisemiten ihrem Hass auf Juden zunehmend freien Lauf, wie eine aktuelle Studie der TU Berlin zeigt. Und Lehrer berichten, dass „Jude“ auf den Pausenhöfen ein geläufiges Schimpfwort ist. Genau wie „Spast“, „Schoko“ oder „Kartoffel“.

Familienministerin Franziska Giffey (SPD) kündigte vor ein paar Monaten an, mehr als 170 Antimobbing-Teams an jene Schulen schicken zu wollen, die Probleme haben. Diese sollen mit Jugendlichen über gegenseitigen Respekt reden: dass es nicht okay ist, jüdische oder nichtgläubige, schwule oder lesbische, geistig oder körperlich behinderte Mitschüler abzuwerten. Denn so viel ist klar: Mobbing kann jeden treffen. Nadine, weil sie eine Brille trägt, Jonas, weil er stottert, Fatimah, weil sie sich ein Kopftuch umbindet. Es beginnt mit Hänseleien im Klassenzimmer und endet oft mit körperlicher Gewalt – oder in unsichtbarer wie beim Cybermobbing. Dann ist nicht die Faust die Waffe, sondern das Smartphone. Und damit wird das Mobbing räumlich und zeitlich ausgedehnt. Nach der Schule geht es dann erst richtig los.



Wie traumatisch das für die Betroffenen sein kann, weiß Uwe Jacobs. Der Schulleiter des Berliner Marie-Curie-Gymnasiums hatte vor Kurzem zum ersten Mal mit Cybermobbing zu tun. Eine Achtklässlerin war von mehreren Mitschülerinnen über Wochen in sozialen Netzwerken bloßgestellt worden. Jacobs merkte, wie schwer es dem Mädchen fiel, über das Vorgefallene zu sprechen. Und wie unsicher er und seine Kollegen im Umgang damit waren. Jacobs hat sich und seinem Kollegium deshalb gerade eine Anti-Mobbing-Fortbildung aufgebrummt.

Wie häufig es tatsächlich an Schulen zu Mobbing kommt, kann nur geschätzt werden. Systematisch wird das bislang nirgends erfasst. Die meisten Bundesländer schreiben den Schulen zwar vor, Gewalttaten zu melden sowie bei strafrechtlich relevanten Vorfällen die Polizei zu informieren, Mobbing fällt aber nicht unter diese Pflicht. Umfragen legen jedoch nahe, dass es weit verbreitet an deutschen Schulen ist: In der PISA-Studie 2015 gab jeder Sechste an, regelmäßig gemobbt zu werden. In Berlin wären demnach also mehr als 50.000 Ju-

gendliche betroffen. Dem Berliner Senat wurden 2015 pro Halbjahr aber nur 50 Mobbingfälle gemeldet. Das soll sich nun ändern. Ab kommendem Schuljahr müssen Berliner Schulen zumindest antisemitische Vorfälle melden.

Viele Lehrkräfte seien gar nicht darin ausgebildet, Mobbing zu erkennen und professionell zu begleiten, erklärt Marina Chernivsky. Seit 15 Jahren berät die Psychologin Schulen, Ämter und Familien bundesweit bei Antisemitismus- und Mobbingfällen. „In keinem Bundesland ist der Umgang damit ein verpflichtender Bestandteil der Lehramtsausbildung. Das muss sich dringend ändern.“

Und dann gibt es noch ein anderes Problem, weiß Chernivsky aus ihrer Beratungstätigkeit: die Angst der Schule, in der Öffentlichkeit schlecht dazustehen. Die Mehrzahl der Betroffenen, die sich wegen eines Mobbingfalls an sie wenden, hätten sich von der Schulleitung nicht ausreichend gehört gefühlt, erzählt Chernivsky. In einigen Fällen haben Eltern ihr Kind lieber von der Schule genommen. So auch Wenzel Michalski. „Man wollte uns weismachen, dass das Verhalten der muslimischen Kinder nichts mit Judenhass, sondern mit dem Nahostkonflikt zu tun habe.“

Die Erklärung fällt immer wieder, wenn es um antisemitische Einstellungen geht. Vor allem bei muslimischen Jugendlichen spiele die Wahrnehmung des Staates Israel eine große Rolle, beobachtet Ender Cetin. In ihrem Umfeld hören sie, dass Muslime und Juden Feinde seien. Um diese Sichtweise infrage zu stellen, geht der islamische Theologe regelmäßig an Schulen und wirbt für Respekt zwischen den Religionen. Was kann jemand in Berlin dafür, dass sich Israelis und Palästinenser um Jerusalem streiten? Mit solchen Fragen will Cetin die Teenager zum Nachdenken bringen. Begleitet wird er dabei in der Regel von einem Rabbiner; „meet2respect“ heißt das Projekt.

Auch beim Mobbing gegen Michalskis Sohn an der Friedenauer Gemeinschaftsschule habe der Israel-Palästina-Konflikt eine Rolle gespielt, sagt Schulleiter Uwe Runkel. Einer der Täter habe in dem Konflikt seinen palästinensischen Großvater verloren. Damit wolle er die Vorfälle aber keineswegs verharmlosen. „Sie sind eindeutig antisemitisch.“ Den Vorfall mit der Pistole hat die Schule zur Anzeige gebracht. Es habe auch Gespräche mit allen beteiligten Eltern und Schülern gegeben. Offenbar, räumt Runkel ein, habe die Schule aber nicht genug gemacht, um das Vertrauen der Eltern zu halten. Dem Vorwurf, das Mobbing nicht ernst genommen zu haben, widerspricht der Schulleiter.

Die Michalskis sehen das anders – und sich nicht wirklich ernst genommen. Als kürzlich die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung die Schule besuchte, um über Diskriminierungserfahrungen an der Schule zu sprechen, waren die Michalskis nicht eingeladen. ←

Durch das Handy hört das Mobbing auch nach der Schule nicht auf



Okay, es war ein Völkermord, aber ...

→ Der Protest vor dem Französischen Dom in Berlin Ende August erregte Aufsehen. In der Kirche wurden menschliche Schädel, die während der Kolonialzeit geraubt worden waren, an die Nachfahren der namibischen Völker der Herero und Nama übergeben. Draußen hielten Herero- und Nama-Aktivist*innen eine Mahnwache. Auf Plakaten forderten Frauen in bodenlangen grünen und roten Röcken und mit großen Hüten sowie Männer in beigefarbenen und roten Uniformen eine Entschuldigung für den Völkermord in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Der Grund ihrer Forderungen liegt schon über 100 Jahre zurück.

„Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero, mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen. Ich nehme keine Weiber und keine Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück oder lasse auf sie schießen.“ Mit diesem Befehl von Generalleutnant Lothar von Trotha begann am 2. Oktober 1904 der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts. Im damaligen Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, schlug die deutsche Kolonialtruppe den Widerstand der Herero und Nama bis 1908 gnadenlos nieder. Schätzungsweise bis zu 100.000 Menschen verdursteten in der Omaheke-Wüste oder starben im Kampf und in Konzentrationslagern.

Vor, während und nach dem Genozid sammelten Wissenschaftler und Militärärzte menschliche Schädel und schickten sie als Forschungsobjekte nach Deutschland. Die Untersuchungen dienten dazu, rassistische Theorien zu untermauern und den kolonialen Herrschaftsanspruch zu legitimieren. „Die Herero-Frauen mussten die Schädel damals kochen und mit Glasscherben säubern. Die Körper haben die Deutschen ins Meer geworfen und die Köpfe nach Deutschland gebracht. Das ist schwer zu verstehen“, sagt Israel Kaunatjike.

Der 71-jährige Berliner Herero-Aktivist setzt sich seit mehr als 15 Jahren für die Aufarbeitung des Völkermords ein. Er besucht Schulen und klärt dort über Deutschlands koloniale Vergangenheit auf. Denn diese und Deutschlands erster Völkermord schienen im gesellschaftlichen Bewusstsein lange verdrängt zu sein. Doch seit dem 100. Jahrestag des Genozids 2004 werden die Stimmen der Nachfahren von Herero und Nama lauter, die seit vielen Jahren die Anerkennung des Genozids, eine Entschuldigung und Entschädigung fordern.

In der Kolonialzeit wüteten europäische Staaten in anderen Ländern und missachteten grundlegende Menschenrechte. Noch heute fällt es ihnen schwer, sich für das Unrecht zu entschuldigen, auch Deutschland. Doch die Nachfahren der Entrechteten wollen Anerkennung und Wiedergutmachung

Von Elisabeth Kimmerle

Seitdem wurde einiges erreicht: Ende August gab man zum dritten Mal geraubte menschliche Gebeine an Namibia zurück, bereits 2011 und 2014 gab es Rückführungen. „Die nächsten Schritte müssen die Anerkennung des Völkermords und eine offizielle Entschuldigung sein“, sagt Israel Kaunatjike. „Wir wollen Anerkennung, Würde, Menschenwürde, das ist für uns das Wichtigste überhaupt. Es geht nicht nur um Geld, es geht um Respekt.“

Doch auf eine offizielle Entschuldigung warten die Nachfahren von Herero und Nama bisher vergeblich. In den vergangenen Jahren haben sich zwar verschiedene deutsche Politiker bei den Herero und Nama für die „Gräueltaten“ entschuldigt und den Kolonialkrieg als Völkermord bezeichnet. Doch die Bundesregierung hat den ersten Genozid des 20. Jahrhunderts bis heute nicht offiziell anerkannt. Sie hat aber auf eine parlamentarische Anfrage der Linken hin bestätigt, dass die Einschätzung als Völkermord die offizielle Position der Bundesregierung sei, allerdings betont, dass es sich dabei um eine „historisch-politische“ und keine „rechtliche Einschätzung“ handle. Da die UN-Völkermordkonvention von 1948 nicht



Salutieren für die getöteten Ahnen: Die deutschen Kolonialbeamten ließen in Namibia Köpfe von Herero auskochen, um sie an Museen in Berlin zu senden. Erst seit einigen Jahren werden diese makabren Exponate zurückgegeben

rückwirkend gelte, könnten keine Rechtsfolgen geltend gemacht werden. Grund für dieses Lavieren um das richtige Wort für den Genozid ist die Angst, dass rechtliche Ansprüche auf Entschädigungszahlungen entstehen könnten.

Und so verhandeln die deutsche und die namibische Regierung seit 2015 darüber, wie eine Entschuldigung formuliert sein soll, wobei die Nachfahren der Herero und Nama nicht mit am Verhandlungstisch sitzen, was Aktivisten wie Israel Kaunatjike kritisieren. „Die namibische Regierung kann uns nicht vertreten, sie spricht nicht für uns“, sagt er. Tatsächlich richtete sich der Vernichtungsbefehl damals explizit gegen die Herero und Nama; die Owambo, die heute mehrheitlich die Regierung stellen, waren vom Völkermord nicht betroffen. Weil sie sich von den Verhandlungen ausgeschlossen fühlten, haben Vertreter von Herero und Nama daher im Januar 2017 an einem Bundesbezirksgericht in New York eine Sammelklage gegen Deutschland eingereicht – und berufen sich dabei auf eine UN-Erklärung über die Rechte indigener Völker, wonach sie sich an Entscheidungsprozessen, die ihre Rechte berühren, beteiligen dürfen. Das Gericht in New York prüft derzeit, ob es für die Klage zuständig ist. Die Bundesregierung hält den Prozess für unzulässig und beruft sich auf den völkerrechtlichen Grundsatz der Staatenimmunität, wonach ein Land nicht über ein anderes richten darf. Zudem

sei die jetzt lebende Generation der Urenkel nicht unmittelbar von dem Genozid betroffen und habe daher keinen Anspruch auf Entschädigung.

Immerhin: In dieser Legislaturperiode steht zum ersten Mal die Aufarbeitung des Kolonialismus im Koalitionsvertrag. Der Soziologe Reinhart Kößler, der zahlreiche Artikel und Bücher zur Aufarbeitung des Genozids veröffentlicht hat, hält nun eine Bundestagsresolution für geboten. „In der Resolution könnte stehen: Wir erkennen an, dass das passiert ist, es tut uns leid, wir würden es am liebsten ungeschehen machen, wir entschuldigen uns und sind bereit, darüber zu reden, was die Folgen sind“, sagt Kößler. „Damit hat man sich in keiner Weise festgelegt, das ist nur eine Klärung der Atmosphäre.“ Die Verhandlungen mit Namibia nimmt Kößler als respektlos wahr.

Es sei absurd, zu glauben, man müsse bei einer Entschuldigung mit dem, bei dem man sich entschuldigen will, verhandeln. „Wenn ich jemandem schweres Unrecht angetan habe, dann gibt es Konsequenzen. Die Täterposition kann nicht bestimmen, was passiert.“

Bisher lehnt die Bundesregierung Entschädigungszahlungen auch mit der Begründung ab, dass man an Namibia aufgrund der „besonderen Verantwortung“ das höchste Entwicklungsgeld pro Kopf zahle. Vertreter der Herero und Nama kritisieren jedoch, dass dieses Geld nicht bei ihnen ankomme. „Die Herero und Nama leben heute in völliger Armut. Wir wollen das Land zurück, auf dem wir früher gelebt haben“, sagt Israel Kaunatjike. Das Farmland der Herero und Nama wurde nach dem Völkermord enteignet und an deutsche Siedler verkauft. Mehr als die Hälfte des kommerziellen Farmlands in Namibia gehört heute Weißen, die sechs Prozent der namibischen Bevölkerung ausmachen; viele von ihnen sind Nachfahren deutscher Siedler. „Es geht darum, den Schaden wiedergutzumachen, der angerichtet wurde“, sagt Israel Kaunatjike. „Wir wollen Gerechtigkeit. Wir warten schon 100 Jahre, aber wir werden niemals aufgeben.“ ←



Weg frei



Respekt bedeutet auch, eine Stimme zu haben, die gehört wird. Doch junge Menschen sind in politischen Institutionen in Deutschland unterrepräsentiert und ihre Interessen haben weniger Gewicht in der Politik

→ Der Deutsche Bundestag ist nicht nur mehrheitlich weiß und männlich sondern auch überdurchschnittlich alt. Lediglich 21 der 709 Abgeordneten im deutschen Parlament sind zwischen 21 und 29 Jahre alt. Damit der Anteil junger Abgeordneter im Bundestag dem Anteil junger Menschen in der Bevölkerung entspräche, müssten 63 junge Politiker und Politikerinnen mehr im Parlament sitzen. In einem weltweiten Vergleich zur Repräsentation junger Menschen in Parlamenten steht Deutschland mit einem Anteil von nur 2,5 Prozent der Abgeordneten unter 30 im Bundestag auf Platz 38 von 128. Den ersten Platz belegt Schweden – hier liegt der Anteil der unter 30-Jährigen im nationalen Parlament bei 12,3 Prozent.

Nun könnte man argumentieren, dass die fehlende Repräsentation dadurch zustande kommt, dass junge Menschen nicht wählen gehen, und junge Abgeordnete dadurch nicht genügend Stimmen bekommen. Denn die Gruppe der 21 bis 25-Jährigen war bei den Bundestagswahlen 2017 diejenige Gruppe mit der niedrigsten Wahlbeteiligung – sie lag bei 67 Prozent und damit 9,2 Prozentpunkte unter dem allgemeinen Bundesdurchschnitt. Doch dieses Argument greift zu kurz.

Denn selbst wenn mehr junge Menschen wählen gehen würden, verfügen junge Erwachsene im Vergleich zu anderen Altersgruppen einfach über weniger Macht. Von den rund 61,5 Millionen Menschen, die 2017 wahlberechtigt waren, waren nur rund 15 Prozent jünger als 30 Jahre. Die über 70-Jährigen machen dagegen mehr als 20 Prozent der Wahlberechtigten aus.

Der demographische Wandel hat aber nicht nur zur Folge, dass junge Leute weniger Einfluss auf die Zusammensetzung von Parlamenten haben. Die Anliegen junger Menschen spielen bei Wahlen auch eine untergeordnete Rolle: Steuern, Rente oder Innere Sicherheit standen in den Wahlprogrammen der etablierten Parteien 2017 an erster Stelle. Jugendthemen wie Bildung, Umwelt oder Digitalisierung waren hingegen meist Randthemen.

Viele Parteien versuchten sich durch neue Online-Formate der Lebensrealität junger Wähler und Wählerinnen anzunähern: So ließen sich die beiden Spitzenkandidaten Merkel und Schulz im Wahlkampf jeweils von YouTubern befragen. Andere Parteien setzten WhatsApp-Newsletter ein oder warben in täglichen Livestreams um Stimmen.

Eine Idee, wie junge Menschen besser in politische Entscheidungsprozesse eingebunden werden können, ist das Wahlrecht nach Eintragung. Dies wird von der „Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen“ gefordert. Kinder und Jugendliche sollen sich selbstständig ins Wahlregister eintragen können, sobald sie wählen wollen und nicht erst, wenn sie volljährig sind. In einigen Bundesländern dürfen Jugendliche bereits ab 16 Jahren bei Kommunalwahlen wählen. In Bremen, Brandenburg, Hamburg und Schleswig-Holstein hat sich die Senkung des Wahlalters mittlerweile auch auf Landesebene durchgesetzt. Eine Studie der Universitäten Osnabrück, Mainz und Frankfurt am Main zu den letzten Landtagswahlen in Schleswig-Holstein, bei denen erstmals ab 16 gewählt wurde, zeigt: Diejenigen, die bereits mit 16 wahlberechtigt sind, sind politisch überdurchschnittlich gut informiert. Zusammen mit der Senkung des Wahlalters bräuchte es aber auch mehr Informationen und Bildungsangebote für Erstwähler und -wählerinnen. Denn die Studie zeigt auch, dass nur knapp über die Hälfte der Befragten mit formal niedriger Bildung angibt, an der Landtagswahl teilgenommen zu haben. Bei den Abiturienten sind es dagegen 87 Prozent.

Politisch engagieren können sich Minderjährige auch jetzt schon. Kinder- und Jugendparlamente vertreten ihre Anliegen in vielen Kommunen, und Parteimitglied kann man auch als Jugendlicher werden – zumindest in den Nachwuchsorganisationen der Parteien. Doch auch hier müssen sich die Parteien neue Strategien einfallen lassen, damit ihnen der Nachwuchs nicht abhanden kommt. Das Durchschnittsalter der Mitglieder, der im Bundestag vertretenen Parteien, lag 2017 bei rund 56 Jahren. ←

Von Katharina Lipowsky



Die „Ohrenkuss“-Redaktion macht - wie fluter - Magazine zu einem Thema: Hier ist ein Teil des Teams bei einem Fotoshooting, um die „Skandal“-Ausgabe zu bewerben.

Chapeau, Kollegen!

Menschen mit Behinderung werden oft unterschätzt. Die Redaktion von „Ohrenkuss“ schreibt seit 20 Jahren gegen dieses Vorurteil an

→ Hier rein, da raus, und das, was hängen bleibt, nennen sie „Ohrenkuss“. Sie, das sind 14 Erwachsene mit Downsyndrom, die das Halbjahresmagazin „Ohrenkuss“ produzieren – eine monothematische Zeitschrift, die Reportagen, lyrische Texte und Bildstrecken vereint. Und das schon seit 20 Jahren. Damals war es eine kleine Revolution, dass Menschen mit Downsyndrom ein eigenes Magazin herausbringen, dass sie ein Gespür für Texte und Bilder haben. „Meine Kollegen mit Downsyndrom haben einen besonderen Blick auf die Welt“, sagt die Chefredakteurin Katja de Bragança. „Sie sind oft unmittelbarer und machen Sätze und Wortschöpfungen, auf die ich gar nicht käme. Sie gucken viel mehr um die Ecke.“

Das Projekt, für das zudem rund 50 Korrespondentinnen und Korrespondenten Texte und Ideen liefern, gilt als Vorreiter in Fragen der Inklusion von Menschen mit Behinderung. Dabei geht es um die Teilhabe für alle in der Gesellschaft. Ein viel diskutiertes Anliegen, besonders wenn es um gemeinsamen Schulunterricht von behinderten und nichtbehinderten Kindern geht. „Inklusion macht schlau“, sagt der Hirnforscher Gerald Hüther, da sie alle Beteiligten immer wieder neu herausfordere. Andere sehen das unterschiedliche Lerntempo als Herausforderung. Nachholbedarf sieht der Aktivist Raul Krauthausen auf dem Arbeitsmarkt: „Unternehmen können nicht verpflichtet werden, Menschen mit Behinderung zu beschäftigen. Da kommen wir nur mit Gesetzen und Quoten weiter.“ Für ihre publizistische Art der Selbstermächtigung erhielten die Ohrenküssenden Hunderte von Preisen – und Chefredakteurin de Bragança sogar das Bundesverdienstkreuz. „Wir sind keine Selbsthilfegruppe“, sagt sie, „und wir machen keine Schreibtherapie.“ Das sehen die Autoren auch so, sie wollen ernst genommen werden. „Wenn man mich anstarrt, sieht man nicht, was in mir ist. Wenn man mich anstarrt, sieht man nicht, dass ich seit 13 Jahren im Ohrenkuss-Team bin“, dichtete Gründungsmitglied Angela Fritzen für eine Ausgabe. ←

Hier erklärt das „Ohrenkuss“-Team politische Begriffe: www.bpb.de/ohrenkuss

GEHT'S NOCH?

WAS BEI UNS NETT GEMEINT IST, KANN DIR WOANDERS ÄRGER EINBRINGEN: MIT DIESEN GESTEN SOLLTEST DU UNTERWEGS ECHT VORSICHTIG SEIN

① ZEIGE- UND MITTELFINGER KREUZEN: BELEIDIGUNG IN VIETNAM

② DAUMEN ZWISCHEN ZEIGE- UND MITTELFINGER: "VIEL GLÜCK" IN BRASILIEN, ABER SCHLIMME BELEIDIGUNG IN GRIECHENLAND, TÜRKEI, RUSSLAND

③ OK-ZEICHEN: BELEIDIGUNG IN BRASILIEN, SPANIEN, GRIECHENLAND

fuck u



ZU IHRER RICHTIGKEIT ANHÖRUNG SCHRIEB SICH SCHAUSPIELERIN LINDSAY LOHAN EINE KLEINE BOTSCHAFT AUF DEN NAGEL DES MITTELFINGERS. GANZ SCHÖN FRECH - ES GING IMMERHIN UM 90 TAGE KNAST

- ⑦ DAS "METAL-HORN" BEDEUTET IN ITALIEN UND SPANIEN, DASS MAN VON SEINER FRAU BETROGEN WURDE
- ⑧ VICTORY-ZEICHEN MIT HANDFLÄCHE NACH VORN: "DOPPELTER STINKEFINGER" IN GROSSBRITANNIEN, IRLAND, NEUSEELAND
- ⑨ IN DIE AUGEN SCHAUEN: VERMEIDET MAN IN VIELEN LÄNDERN ASIENS, AFRIKAS UND LATEINAMERIKAS

⑩ SCHWUHSOHNEN ZEIGEN: NO-GO IN ARABISCHEN LÄNDERN

⑪ DAUMEN HOCH: BELEIDIGUNG IN AFGHANISTAN, IRAK, IRAN, NIGERIA

⑫ DAUMEN AN SCHNEIDEZÄHNE UND DIE FINGER BEWEGEN: EINE DER SCHLIMMSTEN BELEIDIGUNGEN IN INDIEN UND PAKISTAN

⑬ HIGH FIVE: BELEIDIGUNG IN GRIECHENLAND





④ DIE LINKE HAND GEBEN ODER MIT DER LINKEN HAND ESSEN IST IN SÜDOSTASIEN UND INDIEN RESPEKTLOS, WEIL SIE ALS UNREIN GILT

⑤ GELDSCHIEIN ZERKNÜLLEN: WER IN THAILAND EINEN GELDSCHIEIN MIT DEM PORTRÄT DES KÖNIGS ZERKNÜLLT, KANN Sogar IM GEFÄNGNIS LANDEN

⑥ FÜSSE AUF EINEN BUDDHA RICHTEN: NICHT SO GUT, WEIL FÜSSE IN THAILAND ALS DRECKIGSTES KÖRPERTEIL GELTEN

Recherche:
Niklas Prenzel

Illustration:
Jindrich Novotny

Meine Sklaven

Der Anstand verlangt, dass wir Menschen respektvoll behandeln, die uns im Alltag begegnen: Kollegen, Freunde, Fremde auf der Straße. Muss das nicht auch für diejenigen gelten, mit denen wir nur über die Dinge verbunden sind, die wir kaufen? Unser Autor hatte ein schlechtes Gewissen und wollte wissen, wie viel Missachtung in seinem Rechner steckt

Von Bernd Kramer

→ Tag für Tag verbringen wir Stunden miteinander, bei der Arbeit oder abends, wenn ich einen Film schaue. Trotzdem ist er mir erschreckend fremd. Vor zwei Jahren habe ich den Laptop gekauft. Über sein Vorleben weiß ich kaum etwas.

Was ist passiert, bevor er auf meinen Schreibtisch kam? Und wer musste leiden, damit ich an ihm arbeiten kann?

Natürlich weiß ich, dass unser Lebensstil Kosten hat, die andere tragen müssen. Manchmal versuche ich dagegen anzugreifen, meistens nicht. Ich kaufe Fair-Trade-Kaffee, aber ganz normale Schokolade. Ich habe ein paar nachhaltig produzierte T-Shirts im Schrank, die meisten anderen Klamotten stammen aber von den Standardmarken.

Im Internet mache ich unter slaveryfootprint.org einen Test. Ich beantworte Fragen zu meiner Ernährung, meiner Wohnsituation, meinem Kleidungsbestand. Die Seite hat die Produktionswege von Hunderten alltäglichen Gegenständen auf Sklavenarbeit hin untersucht und mit Punkten versehen. Am Ende erfahre ich: Mein persönlicher Lebensstil beruht auf der Arbeit von 23 Sklaven. Zu einem großen Teil ist diese Zahl auf Elektronikprodukte zurückzuführen.

Man kann sich fragen, wie genau man so einen Schätzwert nehmen sollte und ob mit dem Begriff Sklaverei hier etwas freigiebig hantiert wird. Aber der Test erinnert mich daran: Hinter den Dingen, die wir kaufen, verbergen sich immer Beziehungen zu anderen Menschen. Der Anstand verlangt, dass wir Menschen respektvoll behandeln, die uns im Alltag begegnen, Kollegen, Freunde, Fremde auf der Straße. Muss das nicht auch für diejenigen gelten, mit denen wir nur über die Dinge verbunden sind, die wir kaufen? Die Bergarbeiter, die Minera-

lien für die IT-Industrie abbauen? Die Menschen, die in den Fabriken die Geräte zusammenschrauben?

Das Etikett auf der Unterseite verrät, dass mein Laptop in China gefertigt wurde und das Montagedatum: 18. September 2016. Ich rufe bei der Kundenhotline an. „Wo wurde mein Laptop gefertigt?“, frage ich einen Mitarbeiter. Der Servicemann am anderen Ende der Leitung reagiert merklich irritiert. „Na, in China“, sagt er. Pause. „Warum wollen Sie das denn wissen?“ Weitere Infos finde er im System nicht. Aber ich könne ja eine Mail schreiben.

Es ist wahrscheinlich, dass mein Laptop aus Chongqing stammt, einer Millionenstadt im Herzen Chinas. Zählt man das weitläufige Umland mit, ist Chongqing mit 32 Millionen Einwohnern die größte Stadt der Welt. Mehr als 60 Millionen Geräte gingen von dort aus im vergangenen Jahr in die Welt, fast jedes dritte verkaufte Notebook stammt inzwischen aus Chongqing.

Ende 2016, als auch mein Notebook entstand, schleuste die in Hongkong ansässige Organisation „Students and Scholars Against Corporate Misbehavior“ einen verdeckten Mitarbeiter in ein Montagewerk ein. Das Ergebnis: Berufsschüler

aus der Region wurden dort offenbar systematisch zu billiger Arbeit gezwungen, mit Schichten von 12 Stunden, teils über Monate hinweg, ohne einen einzigen Ruhetag. Ein Manager soll dem verdeckten NGO-Mitarbeiter gegenüber gesagt haben, dass Berufsschulpraktikanten rund 60 Prozent der Belegschaft stellen. Das wäre illegal. Das Gesetz erlaubt zehn Prozent. „Die Schülerpraktikanten sind gut, weil sie so flexibel sind“, wird der Fabrikmanager im Report der Organisation zitiert. „Es dauert nur wenige Wochen, um neue Praktikanten bei den Schulen zu bestellen.“

Angeblich sollen auch Geräte meines Herstellers in der Fabrik produziert werden. Sicher sagen lässt sich das kaum. Auf eine Anfrage der britischen Zeitung „Guardian“ zu den Vorwürfen äußerte sich mein Hersteller nicht. Auf seiner Internetseite beteuert er, dass er keine Zwangsarbeit von Schülern dulde und seine Geschäftspartner sorgfältig kontrolliere. Aber lässt sich das überprüfen?

Peter Pawlicki macht mir wenig Hoffnung. „Sie werden verschwindend wenig über Ihren Computer herausfinden.“

Es ist wahrscheinlich, dass mein Laptop von Schülern zusammengeschaubt wurde

vor Ort. „Aber wir können immer nur aktiv werden, wenn in den Fabriken ein Produkt hergestellt wird, das unsere Mitglieder aus den öffentlichen Verwaltungen beziehen.“ Mein Hersteller steht nicht auf der Liste von Electronics Watch.

Derzeit verhandeln die Vereinten Nationen über ein Abkommen, mit dem Unternehmen dazu angehalten werden sollen, die Menschenrechte in ihrer Lieferkette zu achten. Noch gibt es kein Ergebnis. Sollten sich die Staaten doch auf ein strenges Abkommen einigen, dürften die Auswirkungen für die Computerindustrie groß sein.

Wie verworren die Lieferwege sind, zeigt die Geschichte von Susanne Jordan aus Bichl in Oberbayern. Sie arbeitete zunächst bei einer kleinen Rating-Agentur, die Nachhaltigkeit von Unternehmen bewertet – und wunderte sich: Es gibt fairen Kaffee, faire Kleidung, aber warum keinen fairen Computer? Also gründete sie einen Verein, um selbst sozial nachhaltige IT herzustellen. Fürs Erste nur eine Maus. Das simpelste aller IT-Geräte. Das dürfte doch ein Leichtes sein – oder?

Tatsächlich tüftelte sie knapp drei Jahre, ehe sie den Prototypen präsentierte. Montieren lässt Jordan die Maus in einer Integrationswerkstatt in Regensburg – zu Bedingungen nach dem deutschen Arbeitsrecht. Aber wurden auch die rund 20 Bauteile der Maus fair produziert? Jordan versuchte, den Weg jedes Teils nachzuzeichnen, vom Zulieferer über dessen Zulieferer bis zu den Rohstoffproduzenten. Sie reiste nach China, sprach mit Unternehmen, erntete aber mit ihren Nachfragen wenig Verständnis. Die Spuren verlieren sich schnell. Woher bezieht der Schalterhersteller die Bleche? Und wo werden das Silber, das Zink und das Kupfer abgebaut, aus denen das Blech entsteht? Alles dunkel. Die Lieferwege ergeben ein komplexes Schaubild mit vielen Pfeilen – für ein Gerät, das doch eigentlich so simpel ist.

Nach einer Woche schickt mir der Hersteller endlich eine Antwort. Sie fällt kurz aus. Bedauerlicherweise könne man mir den Produktionsort nicht nennen. „Derartige Daten stehen uns nicht zur Verfügung“, heißt es knapp. ←



Die Geburt meines Computers verursacht Leid:
In Fabriken wie dieser wird oft über 12 Stunden
lang gearbeitet, sieben Tage die Woche

Kick Ass



Ultras sind
verschrien, im
Stadion Randalen
zu machen. In
vielen Bundesliga-
vereinen sind aber
sie es, die sich
gegen Diskriminie-
rung engagieren

Affenlaute, wenn schwarze
Spieler auf den Platz
kommen, rassistische
Sprüche und Gewalt:
In vielen Fußballstadien
gibt es rechtsextreme
Umtriebe. Die Fans von
Werder Bremen haben
sich nicht damit abgefunden

Von Alex Raack

→ Im sogenannten Ostkurvensaal herrschte Partystimmung. Hier, im Bauch des Bremer Weserstadions, unter der traditionsreichen Osttribüne, feierten die Fans von der Ultra-Gruppierung „Racaille Verte“ (Grünes Gesindel) ihr einjähriges Bestehen, als plötzlich zwei Typen in Thor-Steinar-Klamotten am Eingang auftauchten. Eine Provokation, denn die Ultras bezeichnen sich offen als antifaschistisch und engagieren sich gegen Rassismus – Thor Steinar aber ist die Marke der Neonazis.

Von denen standen plötzlich einige im Raum, bewaffnet mit Knüppeln schlugen sie auf die Anwesenden ein. Muskelbepackte Hooligans, unter ihnen der weit über die Bremer Landesgrenzen hinaus bekannte Sänger der Hooligan-Band Kategorie C. Als die etwa zwei Dutzend Schläger wieder abzogen, blieben 100 verstörte Partygäste zurück, 40 Leichtverletzte, zwei Schwerverletzte und die Gewissheit, dass Werder Bremen ein gewaltiges Problem mit Rechtsextremen hat.

Schon in den Siebzigern und Achtzigern hatten Rechts und Links um die Vorherrschaft in der Kurve gekämpft. Einmal habe ein Haufen Bomberjackenträger die Punker aus dem Block getreten, erinnert sich Thomas Hafke, damals Mitarbeiter des Bremer Fanprojekts – die erste Initiative dieser Art im deut-

Es musste erst ein brutaler Überfall stattfinden, damit die Vereinsführung aufwachte

schen Fußball. „Es war völlig normal, dass dunkelhäutige Gegenspieler mit Affenlauten begrüßt wurden oder der Hitlergruß gezeigt wurde.“ Der brutale Überfall im Januar 2007 sei die Wende gewesen. „Endlich begriffen Verein und Stadt, was eigentlich in der Fanszene abging.“ Entscheidend sei gewesen, dass die Opfer des Überfalls so mutig waren, die Täter anzuzeigen, auch wenn es bis zu diesem Schritt noch lange

dauerte und der Prozess erst vier Jahre später begann.

Obwohl die Bremer Gerichte den Überfall als vermeintlich gewöhnliche Gewalt unter Fußballfans darstellten und die Täter nur milde Gefängnisstrafen bekamen, war der Prozess ein Durchbruch. Denn die Angreifer hatten nicht damit gerechnet, dass die Geschädigten sie tatsächlich anzeigen würden – „Don’t talk to cops“ lautet das ungeschriebene Gesetz der Szene. Dass sich mit den Ultras von Racaille eine Gruppe offen gegen Neonazismus und Rassismus stellte, empfand Hafke auch als Lohn für die jahrelange Arbeit an der Basis im Stadion.

Auch die Clubführung erwachte aus ihrer jahrelangen Starre und positionierte sich mit einem später ausgezeichneten Antidiskriminierungsprogramm klar gegen rechte Gewalt. Jahrzehntlang hatte man wie in so vielen anderen Stadien der Bundesliga einfach weggesehen, wenn Skinheads ihre Banner am Zaun aufhängten – oder weggehört, wenn im Bus zum Spiel von einer „U-Bahn nach Auschwitz“ gesungen wurde. Nun erfuhren die Ultras plötzlich vom Management und vom Großteil der übrigen, eher unpolitischen Fans Unterstützung. Bei einem Auswärtsspiel wurden die Rechtsextremen mit „Nazis raus!“-Rufen und „Wir sind Bremer und ihr nicht!“ aus dem Stadion gebrüllt. Der damalige DFB-Präsident Theo Zwanziger, zufällig anwesend, nannte den Bremer Anhang daraufhin eine „Allianz der Vernünftigen“ im Kampf gegen den braunen Fußballanhang.

Während sich in der Kurve immer mehr Menschen tummelten, die sich als politisch Denkende definieren, und sich eine klar linksorientierte Ultra-Szene entwickelte, verbot der Verein das Tragen von rechten Klamottenmarken, sensibilisierte seine Ordner, distanzierte sich von braunem Gedankengut und bestraft rassistische, ausländerfeindliche und homophobe Ausfälle konsequent. Allen ist klar geworden, dass gegen Diskriminierung und Rassismus nur ein gemeinsames Einstehen für demokratische Werte hilft, dass es keinen halben Weg gibt – und dass der bei vielen Clubführungen beliebte Spruch, der Fußball sei unpolitisch, nichts ändert.

Inzwischen gibt es an der Weser fünf Ultra-Gruppierungen, die sich regelmäßig gegen rechtsradikale, ausländerfeindliche und rassistische Strömungen im Umfeld des Vereins positionieren. Sie schreiben Briefe oder machen Aktionen im Stadion. Im Jahr 2018 ist die Fankurve so schön bunt wie noch nie. Vielleicht ist es ja kein Zufall, dass der Verein gegenwärtig auch wieder schönen Fußball spielt? ←



So ist es, ich zu sein

Teil 2



Mia (25) hat sich erst
als lesbisch und
später als bi geoutet, was
nicht allen gefällt

Protokoll: Lisa Neal

→ Meine Freundin und ich waren frisch verknallt und haben uns in der U-Bahn geküsst. Nur kurz, nichts Wildes. Dennoch hat eine alte Frau neben uns angefangen, laut zu beten.

Ich habe schon die unterschiedlichsten Reaktionen erlebt, wenn die Leute mitbekommen, dass ich auf Frauen stehe. Von den meisten werde ich gleich auf Sex reduziert. Küss mal eine Frau im Club. Sofort bildet sich eine Traube von Männern, die denken, man mache das nur, um sie aufzugeilen.

Als ich mit 16 meinen Eltern gesagt habe, dass ich Frauen mag, war das in Ordnung für sie. Aber so richtig ernst genommen haben sie mich nicht. „Ist bestimmt eine Phase, du bist ja noch jung“, hieß es. Ihre Erleichterung war groß, als ich ihnen zwei Jahre später erzählt habe, dass ich bisexuell bin. Sie meinten das nicht böse, aber so gab es noch die Chance auf einen Schwiegersohn und Enkelkinder. Was sie mir damit im Kleinen gezeigt haben, sehe ich als gesellschaftliches Problem: Kaum jemand akzeptiert Bisexualität als „echte“ Orientierung.

Als bisexueller Mensch gehörst du selbst in der Queerszene zu den Außenseitern. Ich habe in dem Umfeld alles erlebt, von „Entscheide dich halt mal“ über „Nicht homo genug“ bis hin zu hässlichen Beschimpfungen. Auch dass ich verletzlich

bin, wird mir von vielen abgesprochen: Oft lädt man mich plump zu einem Dreier ein oder fragt nach sehr intimen Dingen, zum Beispiel, ob ich beim Masturbieren an Männer oder an Frauen denke.

Bei Heterofreunden muss ich immer klar sagen, auf wen ich stehe und was rein platonisch ist. Deshalb habe ich auch verlernt zu flirten, weil ich mich sehr darauf konzentrierte, meinen Heterofreunden das Gefühl zu geben, dass ihnen von mir keine „Gefahr droht“. Weil ich es allen immer recht machen wollte, habe ich fast das Gespür für meine eigene Sexualität verloren.

Ich bekomme immer wieder das Gefühl vermittelt, falsch zu sein. In einer monogamen Beziehung gelte ich für viele eben entweder als lesbisch oder „normal“, nicht als bi. Wenn ich nun wechselnde Partner/-innen habe, dann werde ich zwar als bi anerkannt, aber gelte gleichzeitig als gierig und illoyal. Wer soll mir denn vertrauen, wenn potenziell jede/r infrage kommt? Es fühlt sich schlecht an, wenn du nicht ernst genommen wirst und es keinen Respekt für dein Inneres gibt. ←

Ich hasse



Ashleigh Jones hat schon 175.000 Kommentare geschrieben. In einem Post auf Twitter bezeichnete sie Lady Gaga als „TIRED ASS SHOWGIRL CUNT“. Als Kyrre Lien, der Fotograf, Ashleigh besuchte, beschrieb sie sich selbst als „ehrlich und brutal“

dich

Sie hetzen, drohen und verleumden. Manche Trolle und Hater verbringen täglich Stunden damit, ihre Wut zu entladen. Der Norweger Kyrre Lien hat einige der aktivsten Hasskommentatoren weltweit besucht, die Menschen hinter dem Shitstorm

Von
Florian Sturm
Fotos:
Kyrre Lien

→ „Stoppt endlich den Wahnsinn !!!!! Das ist Tierquälerei und unentschuldigbar !!!! Das verstößt gegen ALLES !!!! SEHT DIE TIERE ENDLICH WIEDER ALS LEBEWESEN !!!! EUCH SOLLTE MAN SO QUÄLEN, ALLE DIE DAS ZULASSEN, DIE DAS TUN UND DIE, DIE DAS FINANZIEREN UND DIE, DIE DAS FÖRDERN UND DIE, DENEN DAS EGAL IST !!!!!!!!!!!!!“

So wollte Simone Weber via Facebook auf eine Online-Petition gegen Todesfolterungen in Schlachthöfen aufmerksam machen. Die Hausfrau ist Mitte 50, wohnt in Niedersachsen und kämpft täglich für bessere Tierrechte und gegen die Tötung von Tieren. Ihre Waffen: eine Tastatur und eine gehörige Portion Wut. Kommentare wie diese sind zahlreich auf ihrer Timeline. Fleisch isst sie trotzdem – wenn dabei der Tierschutz eingehalten wird.

Tweets und Posts wie die von Weber las Kyrre Lien in den letzten Jahren zu Tausenden. Nicht aus Spaß, sondern quasi aus wissenschaftlichem Interesse. Der 28-jährige norwegische

Journalist traf einige der aktivsten Hasskommentatoren und Online-Trolle weltweit. „Bislang kümmerten sich die Medien entweder um die Kommentare an sich, oder sie sprachen mit Wissenschaftlern, die zum Thema Hate-Speech im Internet forschen“, sagt Lien. Er hingegen interessierte sich für die Menschen hinter dem Shitstorm und ihre Gründe, fremdenfeindliche, rassistische und homophobe Statements zu veröffentlichen.

Drei Jahre lang besuchte Lien unter anderem Leute in Norwegen, Großbritannien, Russland, Libanon, den USA und Deutschland. Entstanden ist daraus die Multimediareportage „The Internet Warriors“, ein Videotagebuch mit 21 Porträts, die einen seltenen Einblick gewähren in eine sonst verborgene Welt von Leuten, die im Schutz des Digitalen teils groteske und gewaltverherrlichende Kommentare posten.

Neben Simone Weber besuchte Lien auch Robert Jackson. Anfang 50, Stahlarbeiter aus Haverhill, einer kleinen Gemeinde südöstlich vom englischen Cambridge. „Fuck Islam and

Man sieht es schon an den Kissen, Simone Weber hat ein großes Herz für Tiere. Für manche Menschen nicht so, die würde sie gern „quälen“, wie sie schreibt



David Reese lebt in Kalifornien ziemlich weitab von der Zivilisation. Eigentlich will er Frieden verbreiten, als ein Tornado Colorado verwüstete, rutschte ihm aber ein begeistertes „WOW“ raus



dont you ever stand up for that evil cunt religion“, schrieb er auf Facebook. Er hetzt gegen Ausländer, die britische Regierung und deren seiner Meinung nach zu laxen Einwanderungspolitik. All das, während ihm seine thailändische Ehefrau den Kaffee neben die Tastatur stellt. Den amerikanischen Lkw-Fahrer Nick Haynes traf Lien wenige Tage vor der jüngsten US-Präsidentenwahl. Der Mittvierziger wäre bereit für einen Bürgerkrieg gewesen, hätte Hillary Clinton die Wahl gewonnen. Mit seiner Meinung hielt Haynes nicht hinter dem Berg und postete im Schnitt 57-mal pro Tag, unter anderem: „Fuck u Obama u worthless motherfucker! And fuck that scumbag lying bitch Hillary! Trump is gonna wipe ur fucking names out of U.S. history!“

In Wales unterhielt sich Lien mit der Psychologiestudentin Ashleigh Jones. In ihrem Zimmer: pinkfarbene Bettdecke, kahle weiße Wände, das Take-away-Essen und der Playstation-Controller auf dem Nachtschrank. 175.000 Tweets hatte sie

bis zu Liens Besuch abgesetzt. Nicht alle, aber etliche so krass wie dieser: „That bitch has really fucking pissed me off. FUCK YOU, YOU TIRED ASS SHOWGIRL CUNT GO BACK TO PARTY CITY WHERE YOU BELONG.“ Adressatin war die Musikerin Lady Gaga. Über den damaligen britischen Premierminister David Cameron schrieb sie: „I hope ISIS kill David Cameron.“ Ihre Kommentare seien schon ziemlich hart, gab Jones im Gespräch mit Lien zu. Doch sie seien in ihren Augen schlicht notwendig, um ihre Emotionen ausleben zu können. Für sie sei Twitter beinahe wie ein Tagebuch, in dem sie ehrlich ihre Meinung sage, ohne etwas zu beschönigen. Als Troll sieht sie sich selbst nicht: „Ich hab vielleicht starke Meinungen, aber sie sind einfach das – Meinungen. Für mich ist ein Troll jemand, der die Diskussion ruiniert, und das bin ich nicht.“

„Das Klima, in dem online argumentiert wird, ist oft enorm hasserfüllt und aufgeheizt. Es gibt kaum noch Respekt für Meinungen, die nicht mit der eigenen übereinstimmen“, be-



Pete Seville sieht sich als Patriot, daher trägt er stets die US-amerikanische Flagge am Leib. In seinen Posts hetzt er gegen Migranten

schreibt Lien die Erfahrungen aus seinem Projekt. Überrascht habe ihn jedoch, dass diese Leute zwei völlig unterschiedliche Persönlichkeiten hätten: ein soziales, durchaus angenehmes Offline-Ego und eine Online-Version, die vor allem auf Krawall aus ist und dabei kein Blatt vor den Mund nimmt.

„Soziale Medien sind ein kulturelles Phänomen aus den USA. Dort hat die Meinungsfreiheit eine ganz andere Geschichte, Gesetzgebung und Wahrnehmung“, sagt Adriane van der Wilk. Die unabhängige Forscherin aus Frankreich ist auf Genderfragen spezialisiert und veröffentlichte im September eine Untersuchung zum Thema „Cyber-Violence und Online-Hate-Speech gegen Frauen“. Van der Wilks Studie belegt, dass Frauen besonders häufig Ziel von Hasskommentatoren sind. Gerade deshalb war Lien von der Waliserin Jones so überrascht – die es als Frau vor allem auf andere Frauen abgesehen hat.

Lien hat sich bemüht, ein möglichst breites Spektrum an Themen und Personen abzubilden: jung und alt, Männer und Frauen, Arbeiterklasse und gehobene Mittelschicht; politisch links beziehungsweise rechts, pro und kontra Klimawandel. Wochenlang klickte er sich durch Social-Media-Profile, verfolgte einen Shitstorm nach dem anderen. Im Schnitt dauerte es für jeden Protagonisten zwei Wochen, ehe er oder sie gefunden war. „Ich habe in dieser gesamten Zeit definitiv zu viele hasserfüllte Tweets und Kommentare gelesen“, sagt Lien mit einem bitteren Lachen.

Manche schrieben Kyrre, er solle als scheißliberaler Journalist zur Hölle fahren, aber die meisten zeigten sich erstaunlich offen für das Projekt

Überrascht war er, wie oft die Leute auf seine Kontaktanfragen reagierten. Manche schrieben einfach, er solle als liberaler Scheißjournalist zur Hölle fahren, doch etliche waren von Liens Projekt überzeugt. Sie erkannten, dass er sie nicht besuchen wollte, um sie zu verurteilen oder zu bekehren – sondern lediglich, um zuzuhören. Sie fühlten sich ernst genommen. Sobald jemand ein Treffen zugesagt hatte, versuchte Lien, so schnell wie möglich vor Ort zu sein. Meist war er bereits zwei, drei Tage später bei den Protagonisten, um dann einige Stunden mit ihnen für sein Projekt zu verbringen.

Lien ließ die Protagonisten einige ihrer krassesten Tweets vorlesen und zeichnete mit der Kamera ihre Reaktionen auf. „Ich wollte mich bewusst im Hintergrund halten und objektiv bleiben. Der Zuschauer ist clever genug, um daraus zu erkennen, wie diese Leute und ihre Ansichten einzuordnen sind“, erklärt er. Oftmals reagierten die Protagonisten mit Stolz oder Belustigung, wenn sie ihre Kommentare vorlasen. Von aufrichtiger Reue oder einem Unrechtsbewusstsein fehlte aber jede Spur, erinnert sich Lien.

Er versucht nicht zu demonstrieren, wie ideologisch und widersprüchlich seine Gegenüber denken oder handeln. Diesen Part überlässt er geschickt den Protagonisten selbst. Liens Videos leben von den stillen Augenblicken und den Zwischenmomenten. Wenn Ashleigh Jones im Anschluss an ihre Rechtfertigung kurz innehält und dann zum Limonadenglas greift. Wenn der Norweger Steinar Vetterstad verlegen lacht oder der Amerikaner Scott Munson breit in Richtung Lien grinst – mit einem selbstgefälligen Blick, der nach Anerkennung giert.

Doch was tun in einer Welt, in der – insbesondere in den sozialen Medien – mit jeglicher inhaltlichen Differenzierung zugleich Anstand und Respekt auf der Strecke bleiben? „Leider habe ich derzeit auch keine Lösung parat, wie Onlinedebatten

zukünftig weniger hasserfüllt werden“, sagt Lien. Es müsse eine Änderung in der Wahrnehmung der Leute her, wie wir miteinander umgehen, meint der Norweger. Doch das brauche viel, viel Zeit. ←

Etwa 200.000 Euro, schätzt Lien, hat das Projekt gekostet. Die meiste Unterstützung kam von der Freedom of Expression Foundation Oslo, dem „Guardian“ sowie der norwegischen Tageszeitung „Verdens Gang“. Hier könnt ihr euch die ganze Dokumentation anschauen: www.theinternetwarriors.com

„Man muss die Grenzen der anderen anerkennen“

Wie sieht es eigentlich mit dem Respekt vor dem Alter aus? Wir haben Frau Meyer, 98, im Pflegeheim besucht und mal nachgefragt

fluter: Hallo, Frau Meyer. Wie groß war denn früher der Respekt vor den Eltern?

Frau Meyer: Na, der war schon groß. Wenn ich damals meinem Vater widersprochen hätte, hätte der nur gesagt: „Dir bring ich gleich Respekt bei!“ Ich will deshalb nicht behaupten, dass es damals besser war. Wir haben vielleicht sogar zu sehr gemacht, was gewollt wurde. Aber besser, als keinen Respekt zu haben, ist es allemal.

Durften Sie als junger Mensch die Autorität der Älteren infrage stellen?

Dafür gab es damals gar keine Gelegenheit. So eine Situation wie heute, dass man alles hinterfragt, gegen alles ist und alles angreift, das gab es in meiner Jugend nicht. Die Frage hat sich gar nicht gestellt.

Blieb da nicht die Achtung vor Ihren Wünschen auf der Strecke?

Ich durfte zum Beispiel keinen eigenen Beruf haben. Mein Vater hat mich in seinem Betrieb, in dem Baumaterial verkauft wurde, gebraucht, und es war gar keine Frage, ob ich da mithelfe. Ich habe im Büro gearbeitet und habe das gar nicht hinterfragt.

Wie war das bei Ihnen mit dem Verhältnis der Geschlechter untereinander?

Unsere Männer waren damals alle im Krieg, und wir waren daheim allein. Nach dem Krieg haben mein Mann und ich zusammengearbeitet. Wir waren selbstständig und hatten unseren Betrieb und den Haushalt in einem Haus. Auch meine Eltern haben, als sie älter wurden, mit uns in dem Haus gewohnt. Und es war ganz klar, dass man sich um die Eltern bis zu ihrem Tod kümmert. Das war selbstverständlich.

Heute sieht es in den meisten Familien anders aus. Dafür sorgt der Staat für die Rente und Pflegeplätze. Sind Sie mit der Politik für ältere Menschen zufrieden?

Insgesamt versucht man schon, uns noch ein gutes Leben zu ermöglichen. Ich habe das Glück, dass ich nach einer Operation, als ich meinen Haushalt nicht mehr allein führen konnte, von meinem Sohn hierhergeholt worden bin. Ich werde sehr gut behandelt: von meinem Sohn, von meiner Schwiegertochter und auch hier im Pflegeheim. Dafür bin ich sehr dankbar. Das ist im Alter ein Geschenk, wenn sich die Kinder so um dich kümmern.

Begegnet man sich hier im Heim auf Augenhöhe?

Bei uns auf jeden Fall. Für andere Heime kann ich nicht sprechen. Ich fühle mich aber aufgefangen und gut betreut. Die meisten Pflegerinnen und Pfleger kommen aus dem Ausland, Deutsche gibt es hier kaum. Aber alle sind sehr lieb und nett und helfen uns.

Wird dem Alter in anderen Kulturen anders begegnet?

Ich bin in Stuttgart geboren und habe 79 Jahre dort gelebt. Gelesen habe ich, dass die Familien zum Beispiel in Afrika ein anderes Zusammengehörigkeitsgefühl besitzen und die Alten immer bei sich haben, weil sie kein Geld haben, sie irgendwo unterzubringen. Ein bisschen wie bei uns früher.

Sie haben viel Lebenserfahrung. Worauf kommt es beim Respekt an?

Man muss Achtung haben vor anderen Menschen, man muss aber nicht alles tun, was andere wollen. Jeder soll so leben, wie er möchte, aber er muss die Grenzen der anderen anerkennen. Es kommt natürlich dabei immer auf den einzelnen Menschen an, wie er erzogen wurde, welchen Beruf er hat, was von ihm verlangt wird.

Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben.



Wenn man fast 100 ist, blickt man anders auf die Welt. Umso wichtiger, dass wir mit den Älteren im Gespräch bleiben

Interview: Natascha Roshani

Geht gar



Die Achtung vor Minderheiten ist größer geworden, die Empfindlichkeiten aber auch. Heute kann schon ein falsch belegtes Sandwich Kulturkämpfe auslösen. Manchen ist das zu viel der Rücksichtnahme, sie schimpfen auf ein Übermaß an Politischer Korrektheit

Von Oliver Gehrs

nicht

→ Als eine Studentin aus Vietnam vor drei Jahren in der Cafeteria des Oberlin College in Ohio ein sogenanntes Bánh Mi bestellte, war ihre Enttäuschung groß. Das typisch vietnamesische Baguette war statt mit dem traditionellen Mix aus Pâté, Fleisch, eingelegtem Gemüse und Koriander nur mit Krautsalat und faserigem Schweinefleisch belegt. Das Brot war nicht mal ein Baguette, sondern ein italienisches Ciabatta.

Nun hätte Diep Nguyen den Snack liegen lassen oder mit dem Koch sprechen können, stattdessen beschwerte sie sich bei der Universitätszeitung, die in einem Artikel gleich noch andere Studentinnen und Studenten zu den mageren Kochleistungen der Mensaköche zitierte. So fanden sich japanische Studenten, für die das Sushi eine einzige Frechheit war – zusammengeklatscht aus halbgarem Reis und altem Fisch. Das alles, so die geschmackssensible Studentenschaft, sei mehr oder weniger eine Verhöhnung der kulinarischen Traditionen anderer Länder.

„Cultural Appropriation“, zu Deutsch „kulturelle Aneignung“, lautet das Schlagwort zu dieser Debatte. Darunter versteht man unter anderem die Verfälschung anderer Kulturen, etwa durch Nachahmung oder Kommerzialisierung. So ist es an vielen US-Colleges mittlerweile verpönt, sich zu Halloween mit Federschmuck zu verkleiden oder auf einer Tequila-Party mit Sombrero und dickem Schnauzbart als Mexikaner. Auch Rastazöpfe bei Weißen gelten manchen als absolutes No-Go, weil nur echte Rastafaris das Recht hätten, sie zu tragen.

Der Sandwich-Protest von Oberlin schaffte es in viele große Zeitungen in den USA und Europa, auch Fernsehsender berichteten. Auf diese Weise entstand der Eindruck einer überempfindlichen Studentenschaft, die ständig neue Opfer schafft und das Land mit Denk- und Sprechverboten überziehen will. In den USA, wo „Freedom of Speech“, also die Redefreiheit, seit jeher zu den Grundpfeilern der Gesellschaft zählt, ein besonders harter Vorwurf.

Tatsächlich waren die liberalen Universitäten in den USA schon in den 1960er-Jahren der Ort, an dem besonders um Minderheitenrechte gekämpft und die Rassendiskriminierung thematisiert wurde. Mitte der Achtziger wehrten sich die Studierenden zudem gegen einen Lehrplan, in dem sich nur die Gedanken „toter europäischer weißer Männer“ wiederfanden – damit meinte man in erster Linie die Philosophen der Aufklärung. Stattdessen sollten weibliche Perspektiven und die anderer Kulturkreise Raum finden.

Auch in Deutschland nahm man die Klagen über die Diskriminierung von Minderheiten in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend ernster. Dass das Wort „Schlitzauge“ eine Beleidigung darstellt, dürfte mittlerweile jeder wissen, Negerküsse und Zigeunerschnitzel sind vom Speiseplan verschwunden. Man streitet leidenschaftlich darüber, ob es Freunde oder nicht viel mehr Freund_innen heißen muss, um Frauen nicht außen vor zu lassen. An der Berliner Alice Salomon Hochschule, vielleicht so was wie ein deutsches Oberlin, stritt man monatelang über ein Gedicht an einer Häuserwand, in dem es – übersetzt aus dem Spanischen – hieß: „Alleen/Alleen und Blumen/Blumen/Blumen und Frauen/Alleen/Alleen und Frauen/Alleen und Blumen und Frauen und/ ein Bewunderer.“ Einige Studentinnen und Studenten fanden, dass diese Zeilen Frauen auf die Rolle der schönen Muse für männliche Künstler reduzierten, und erreichten schließlich die Entfernung des Gedichts.

„Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden“ – so steht es im Grundgesetz, auf das sich auch jene berufen, die die Sicht- und Handlungsweisen einer weißen, wohlhabenden und von Männern dominierten Gesellschaft infrage stellen zugunsten einer bunteren, diskriminierungsfreien Welt. So hat es zum Beispiel die LGBTI-Bewegung geschafft, dass Menschen, die sich nicht als Mann oder Frau fühlen, ernster genommen werden. Im August legte die Bundesregierung einen Gesetzesentwurf vor, der in Dokumenten wie dem Reisepass ein drittes Geschlecht vorsieht („divers“).

Kritikern und Kritikerinnen der Political Correctness ist dagegen schon der Begriff verhasst, sie benutzen ihn nur noch höhnisch oder mit Spott. Für sie beschreibt PC das Projekt einer arroganten linken Elite, die sich um jede noch so kleine Minderheit kümmert, aber nicht mehr um die Nöte einer großen Mehrheit, der es egal ist, ob es in Zukunft Unisex-Toiletten gibt, sondern die sich stattdessen schlichtweg fragt, wie sie über die Runden kommt. Wie sie einen Job bekommt und die Miete zahlen soll. „Die Fixierung auf Vielfalt (...) hat eine Generation von Liberalen und Progressiven hervorgebracht, die sich auf narzisstische Weise vor den Problemen derer verschließt, die außerhalb ihrer selbst definierten Gruppen stehen“, so Mark Lilla, Professor an der New Yorker Columbia University, in einem viel diskutierten Beitrag für die „New York

Auf der einen Seite finden sich Leute, die weiter Neger sagen wollen, auf der anderen welche, die Rastalocken auf weißen Köpfen für kulturelle Aneignung halten

Times“. Der amerikanische Liberalismus sei in den vergangenen Jahren von einer Hysterie bezüglich Rasse, Geschlecht und sexueller Identität ergriffen worden.

Lillas Worte würde vermutlich auch Donald Trump unterschreiben, der selten eine Gelegenheit auslässt, sich über Menschen lustig zu machen, die in einem falsch belegten Sandwich eine Beleidigung sehen.

Dem „Das darf man nicht mehr sagen“ der PC-Bewegung haben ihre Kritiker mittlerweile ein empörtes „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“ entgegengesetzt, das selbst dann angestimmt wird, wenn niemand etwas gegen eine Äußerung hat. Manche Beobachter stellen angesichts der teilweise vehementen Kritik an der Political Correctness denn auch

die Frage, ob sie nicht absichtlich zum Schreckgespenst aufgebaut werde, um notwendige Schritte in eine diskriminierungsfreie Gesellschaft zu verhindern. „Das Ziel rechter PC-Kritik war es stets, Gruppen, die sich in ihrem Kampf um Anerkennung auf die Grundrechte beziehen, zurück auf ihre vermeintlich angestammten Plätze zu verweisen: dahin, wo sie herkommen – an den Herd (Frauen), in ihre Heimatländer (Migranten und Flüchtlinge), ins Abseits (Schwule, Lesben und andere ‚Perverse‘)“, schreibt der Autor Christian Staas in der „Zeit“.

Tatsächlich findet sich das Beispiel von dem verunglückten Baguette seit Jahren in den Medien wieder, die Geschichte ist anscheinend zu schön, als dass sie nicht ein Journalist vom anderen abschreibt. „Dass man die immer gleichen Beispiele über die überbordende Political Correctness wiederholt, zeugt davon, dass es offenbar nicht ständig neue berichtenswerte Vorfälle gibt. Tatsächlich regen sich viele – Studenten wie Professoren – am College über solche Auswüchse von Political Correctness auf“, so die Schriftstellerin Tanja Dückers, die am Oberlin College als Gastprofessorin unterrichtet hat. „Es gehört, wie in Deutschland, längst zum guten Ton, sich darüber zu empören. Ich habe keinen Studenten angetroffen, der so etwas verteidigt hätte.“

In den Internetforen von Oberlin ergab sich im Übrigen eine muntere und gar nicht biestige Diskussion über das Essen im globalen Kontext. Manche merkten an, dass man in einer normalen Cafeteria nun mal keine authentische Kost erwarten könne, andere meinten, dass das Bemühen der Köche um mehr Internationalität doch sehr löblich sei – und einer wies darauf hin, dass auch das echte Bánh Mì eine lupenrein koloniale Kreation sei. Schließlich hätten die Franzosen das Baguette nach Vietnam gebracht, um es mit den dortigen Gepflogenheiten zu fusionieren. ←

Kein Porno



Sie wollten sich nur befriedigen, aber dafür taten sie anderen weh. Wenn Sex unter Jugendlichen zur Straftat wird, kommen Menschen wie Lucyna Wronska ins Spiel

Von Fabian Dietrich
Illustration: Jindrich Novotny

→ Immer wieder spülen die Gerichte, Bewährungshelfer und Jugendämter diese jungen Männer in ihr Büro. Manchmal sind es drei neue in einer Woche. Frauen, sagt die Psycho- und Sexualtherapeutin Lucyna Wronska, seien zwar keine besseren Menschen, aber für Sexualverbrechen verurteilt würden sie fast nie.

Die Männer, die zu Wronska geschickt werden, sind oft wütend, entsetzt, gekränkt. Im Kopf haben sie oft nur einen bohrenden Gedanken: Wie kann das sein? Ich bin doch unschuldig. Die Schlampe will mich zerstören!

„Setzen Sie sich“, sagt Frau Wronska.

Die Einrichtung im Therapie- und Beratungszimmer von „Kind im Zentrum“ ist schlicht. Drei gemütliche Lehnssessel vor einem Tischchen, darauf eine Uhr und ein Taschentuchspender. Der einzige Schmuck sind zwei Zimmerpflanzen, die in der Ecke stehen. Das Licht scheint durch die Lamellen einer Jalousie.

Vor 18 Jahren glaubte sie noch, dass sie nur etwas erreichen könne, wenn ihre Klienten freiwillig zu ihr kämen. Heute ist die Sexualtherapeutin dankbar, wenn Richter Menschen wie Timur* zu ihrem Glück zwingen. Er ist 19, Informatikstudent. Vor einigen Wochen hat er ein Mädchen in der Disco kennengelernt. Das Mädchen himmelte ihn an. Dass sie jünger als er war, ahnte er zwar, aber erst 13 Jahre? Timur sagt, sie habe ihn getäuscht.

„Wollen wir jetzt über Ficken sprechen oder was? Ich sag Ihnen meine Meinung, Frau Wronska: Loch ist Loch, rein muss er doch.“

Die Körperhaltung von Timur ist wie ein Panzer. Breitbeinig sitzt er da, aufgeplustert, den Oberkörper nach vorne ge-

beugt, provokant, bereit, sich zu verteidigen, wenn der erste Angriff kommt.

Da draußen fahren Autos durch die Stadt, auf deren Heckscheiben in Frakturschrift steht, dass man Menschen wie Timur umbringen soll. Urteil: schwerer sexueller Missbrauch eines Kindes. Als er das Mädchen in der Nacht mit seinem Auto nach Hause fuhr, hatte er diesen Porno in seinem Kopf. Er überredete sie, seinen Penis in den Mund zu nehmen und ihn zu befriedigen. Die Mutter des Mädchens fand heraus, was geschehen war, und zeigte ihn an.

Jeder Sexualstraftäter, der Frau Wronska gegenüber sitzt, bringt eine andere Geschichte mit. Einer hat ein Mädchen damit erpresst, Nacktfotos von ihr zu veröffentlichen. Einer hat heimlich andere Männer auf dem Klo gefilmt. Einer hat sich Kinder pornos angeschaut. Einer hatte einvernehmlichen Sex mit einem Mädchen auf der Schultoilette und steckte ihr, obwohl sie sich wehrte, irgendwann den Penis in den Po.

Täter und Opfer. Von so einfachen Begriffen hält Lucyna Wronska nicht viel. „Opfer“ sagt sie nicht, weil die Jugendlichen sich so gegenseitig beschimpfen und damit so etwas wie Memme oder Schwächling meinen. Die verknallte 13-Jährige, die Timurs Penis in dieser Nacht nach der Party in den Mund nahm, obwohl sie das eigentlich gar nicht wirklich wollte, nennt Lucyna Wronska „die Verletzte“. Auch diese Menschen behandelt die Sexualtherapeutin bei „Kind im Zentrum“. Sie sorgt dafür, dass sie stabilisiert werden, Selbstvertrauen bekommen, mit dem Geschehenen leben lernen und es nicht verdrängen. „Täter“ sagt sie nicht, weil sie der Meinung ist, dass es sich nicht nur um ein Verbrechen, sondern auch um ein Missverständnis gehandelt hat. Einen wie Timur nennt sie lieber „sexuell übergrif-

figer Mensch“. Wronskas Job ist es, zu verhindern, dass so etwas noch einmal passiert. Sex muss man genau wie gutes Kochen oder Autofahren lernen, davon ist sie überzeugt.

„In welchem Sinne möchten Sie gern über Ficken sprechen?“, fragt Lucyna Wronska. Timur ist verdutzt. „Wie meinen Sie das?“

Wronska, die gern Antworten in der Sprache sucht, erzählt, dass das Wort „ficken“ altddeutsch ist und im Mittelalter entstand. „Ficken hat zwei Bedeutungen.“ Bedeutung Nummer eins: Zwei Schichten Haut reiben übereinander. Ein Kopf, der gestreichelt wird, wird also gefickt. Ein Fuß, der massiert wird, wird also gefickt. Wenn zwei Menschen freiwillig miteinander ficken, ist das wertvoll, ja, beinahe spirituell, weil es zu Entspannung und Nähe führen kann, erklärt Lucyna Wronska.

„Wollen Sie mit mir über selbstbestimmte Sexualität sprechen? Oder wollen Sie über die zweite Bedeutung von ‚ficken‘ sprechen? Ficken heißt auch ‚mit einer Rute züchtigen‘ und ‚anderen Schmerzen zufügen‘.“

Timur lehnt sich in den Sessel zurück. „Aber hören Sie mal: Ich wusste nicht, wie alt sie ist. Erst bläst die Fotze mir einen, und dann zeigt sie mich an!“

„Es macht mich betroffen und todtraurig, wenn Sie das Mädchen so beschreiben“, sagt Lucyna Wronska.

„Fotze?“

„Das Wort ist auch im Mittelalter entstanden. Es bedeutet ‚stinkendes Loch‘.“ Sie erzählt Timur, dass Menschen sich damals prostituieren mussten, um nicht zu verhungern. Dass ihre Geschlechtsteile eiterten und schmerzten, weil sie schwerste sexuell übertragbare Krankheiten hatten, an denen sie dann auch starben. Sie erzählt, dass Kondome Luxus sind. Und dass Timur Menschen auf Genitalien reduziert und dann auch noch auf „stinkendes Loch“.

„Bleiben Sie bei Fotze?“

„Nein“, sagt Timur. „Das habe ich verstanden.“

Die allermeisten Jugendlichen wissen, dass Pornos wenig mit der Realität zu tun haben, dass sie ähnlich wie Splatterfilme grotesk übertrieben und körperlich gar nicht umsetzbar sind, manche jedoch, vor allem die sexuell Unerfahrenen, halten sie für echt. „Pornotopia“, so nennt Lucyna Wronska die Welt, in der Männer wie Timur zu Hause sind. „Sie sind davon überzeugt, dass junge Frauen oder Männer nach der Disco nach ungewaschenen fremden Penissen lecken und orale Befriedigung das einzig Wertvolle ist“, sagt Lucyna Wronska.

Wenn die erste Mauer der Ablehnung durchbrochen ist, kommt sie mit den Jugendlichen ins Gespräch. Sie zeigt ihnen aus Stoff genähte Modelle von Geschlechtsteilen. Erklärt die

Lage und Funktion der Prostata. Liest ihnen eine Geschichte vor, anhand derer sie über Uneindeutigkeiten reden will: Eine verliebte Frau muss mit einem Fährmann schlafen, um zu ihrem Geliebten zu kommen. Der verstößt sie, weil sie untreu war. Ein Dritter

kommt hinzu und verprügelt den Geliebten, und die Geliebte lacht. Wer sei die sympathischste Figur, fragt sie?

Ihr gehe es nicht darum, die Kultur von Jugendlichen zu bekämpfen, sondern sie zu verstehen, sagt sie. Für ihre Arbeit muss Lucyna Wronska Raptexte von Bushido genauso gut kennen wie die Thora, die Bibel und den Koran. Wenn sich die Männer auf religiöse Schriften berufen, findet sie immer eine Stelle im selben Text, die ihre Weltanschauung infrage stellt.

Sie erzählt von mechanischen, archaischen und wellenartigen Orgasmen, vom sexuellen Wissen, das durch die Forschung mit Ultraschallgeräten zugenommen hat. Sie versucht ihnen klarzumachen, dass Befriedigung des Körpers auch jenseits von Geschlechtsteilen stattfinden kann. Berührungen.



Feinmotorik. Darauf kommt es an. Im Laufe der Treffen mit Lucyna Wronska wächst bei Timur die Einsicht, dass seine Ansichten über Sex seltsam sind und er sich in der Nacht mit dem Mädchen falsch verhalten hat. „Da hatte ich aber ganz schön viel Müll im Kopf“, sagt er am Schluss.

Hin und wieder trifft sie ihre ehemaligen Klienten in der U-Bahn. „Wie geht’s, Frau Wronska?“, ruft ein Mann, der vor langer Zeit mal bei ihr war. „Gut. Und Ihnen?“ „Ich bin noch immer nicht im Gefängnis!“, sagt er und lacht.

Von denen, die zu ihr kamen, ist ihr nur einer bekannt, der auch als Erwachsener noch einmal als Sexualstraftäter verurteilt wurde. Die meisten, sagt Wronska, hätten sich nach den vereinbarten Therapiesitzungen im Griff. ←

*Name geändert

**Fotze, Ficken,
Analverkehr –
manche der Jungs
haben eine
ziemlich gestörte
Vorstellung von
Sexualität**



Hör doch
mal,
wie krass
ich bin

Grenzüberschreitungen verkaufen sich in der Rapmusik immer noch gut. Doch es gibt ein Leben nach Bitches und Spastis

Von Johann Voigt

→ „Das ist meine Zeit, ich hab den Wecker gestellt / Aufgewacht, laut gedacht: Der glücklichste Rapper der Welt“, hat Şevket Dirican, der sich als Musiker Chefket nennt, 2015 gerappt. Das ist etwas Besonderes. Denn noch immer versuchen sich viele Rapper mit der größten Provokation und der größtmöglichen Respektlosigkeit gegenseitig zu übertrumpfen. Das bringt Aufmerksamkeit, das regt Leute auf, und das wiederum verkauft sich gut.

Egal, ob Bushido in seinem Song „Stress ohne Grund“ auf die Politikerin Claudia Roth schießen will, bis sie „Löcher wie ein Golfplatz“ hat, oder Farid Bang in seinem Song „0815“ „Auschwitz-Insassen“ verhöhnt – es funktioniert. Beide Künstler haben mit dieser Masche Hunderttausende Alben verkauft. Als allerdings an Farid Bang ein Musikpreis verliehen werden sollte, boykottierten etliche andere Musiker die Verleihung. Ihr Vorwurf: Beim Geldmachen mit antisemitischen Sprüchen hört der Spaß auf.

Oft hat die Empörung über solcherlei Grenzverletzung den gegenteiligen Effekt: Junge Menschen hören noch genauer zu, denn plötzlich hat die Musik den Charme des Verbotenen. Außerdem, das betonen Rapper immer wieder, sei das ja eh alles nicht so ernst gemeint. Denn so sei er eben, der Rap. Doch Rap kann auch respektvoll und gleichzeitig erfolgreich sein.

Chefket erschießt in seinen Texten niemanden. Seit über zehn Jahren lebt er in Berlin und setzt sich in seiner Musik auch mit seinem Dasein als Deutschtürke und seinem Fremdheitsgefühl auseinander. Statt über Gewalt, Kriminalität, Drogen und Sex rappt er über Glück und Liebe. „Alles Liebe (Nach dem Ende des Kampfes)“ heißt sein aktuelles Album, und Chefket sagt: „Es war klar, dass ich ein Album über Liebe machen muss, weil es kein anderer macht.“

Schon vor Jahren hat er sich dafür entschieden, bestimmte Triggerwörter nicht mehr zu benutzen. „Es ist anstrengend, auf Schimpfwörter zu verzichten, aber ich zensiere mich da gern selbst“, sagt er und fügt hinzu: „Ich habe irgendwann gelernt, wie man schreibt, und es wäre traurig, wenn ich keine kreative Lösung finden könnte, um solche Wörter zu vermeiden.“ Einmal kann-

Oh no, die „Bild“-
Zeitung: Kritik
von außen
schweiß die Rap-
per zusammen

te er sogar einen Kollegen überzeugen, das Wort „Spast“ aus seinen Lyrics zu streichen und kreativ zu ersetzen. Als Chefket neulich im Hamburger Mojo-Club auftrat, saß da auch ein Mann im Rollstuhl – „mit Schläuchen und allem. Ich hätte mich geschämt, wenn ich ihm dann ‚Spast‘ oder ‚behindert‘ als Beleidigung entgegengerappt hätte“.

Doch so weit wie Chefket sind nicht alle Rapper. Der Soziologe Dr. Martin Seeliger von der Universität Flensburg, der schon mehrere Bücher über Deutschrap herausgegeben hat, sieht in dem Genre zwei Ebenen von Respekt, die die rohe Sprache erklären. Zum einen würden Rapper mit allen Mitteln Respekt für ihren eigenen unangepassten Lebensentwurf einfordern, zum anderen wollen sie Respekt innerhalb ihrer Szene. Und den bekam eben lange Zeit derjenige, der sich am krassesten gibt. Der Frauen diskriminiert, Schwächere verhöhnt und den harten Mann markiert.

Seeliger erklärt sich die Verrohung der Sprache und die immer krasser werdenden Beschimpfungen mit dem Wettbewerb in der Szene. „Da musste immer einer draufgesetzt werden. Das hat auch damit zu tun, dass Rap eine sehr männlich geprägte Kultur ist und außerdem Ausdrucksformen aus dem Umfeld der Rapper direkt in die Texte einfließen.“

Tatsächlich ist es ja erstaunlich, dass in Zeiten der #MeToo-Debatte im Rap hemmungslos Frauen zu Sexobjekten degradiert werden – in Texten und Videos. Auch hier widerspricht Chefket dem Klischee und ging sogar mit einer Frauenband auf Tour. „Die Musikerinnen haben mir gesagt, dass sie nur deswegen mit mir Musik machen können, weil meine Texte das hergeben“, sagt er. Als die Diskussion um die Holocaust-Opfer verhöhnenden Zeilen von Farid Bang und Kollegah so richtig Fahrt aufnahm, stellte sich Chefket allerdings auf deren Seite. „Farid Bang ist ein rappender Serdar Somuncu. Und der meint, jeder hat das Recht, zu diskriminieren. Natürlich ist vieles geschmacklos. Es geht in unserem Genre auch darum, zu schockieren. Unter Rappern und deren Fans weiß man, um was es geht.“

Tatsächlich verhält sich die Rapszene bei Kritik von außen auch nicht anders als andere Gemeinschaften – man hält zusammen. Gerade wenn sich bürgerliche Medien plötzlich mit Rap beschäftigen und Kritik üben, führt das selbst bei kritischen Rappern zu Abwehrreflexen. Lieber Farid Bang recht geben als der „Bild“-Zeitung.

Dennoch hat sich in den letzten zwei Jahren was getan. Der Straßenrapper Massiv, der auch als Schauspieler in der Serie „4 Blocks“ mitspielt, verzichtet in seinen Texten mittlerweile vollständig auf Schimpfwörter. Jüngere Straßenrapper wie Ufo361 oder Nimo nutzen in ihrer Musik zwar noch immer Beleidigungen als Stilmittel, doch es geht nicht mehr primär um die Herabsetzung eines fiktiven oder realen Gegners.

„Was du bei uns übrigens auch niemals sehen wirst: objektifizierte Frauen. Diese fast nackten Frauen in vielen der Rapvideos, was transportierst du denn damit bitte für ein Frauenbild?“, fragt auch Hasan.K rhetorisch und ist damit wohl der erste Gangsterrapper, der eine solche Haltung auch öffentlich äußert. Die große Respektlosigkeit bringt innerhalb der Szene immer weniger Respekt. ←



Für viele sind
Polizisten nur die
bösen Bullen.
Isabella Harms
mag ihren Beruf
dennoch. Aber
sie hätte gern
mehr Respekt

Auf einer Demonstration entla-
den sich häufig auch Aggressionen.
Zielscheibe sind oft die Beamten



→ Isabella Harms hat erlebt, was andere nur im Kino sehen: Sie hat einen zermatschten Körper nach dem Sprung aus dem 13. Stock umgedreht, die Tür eingetreten zu einem Mann mit Wut im Gesicht und knackendem Taser in der Hand. Sie hat einer jungen Frau ein Klappmesser abgenommen, die Situation entschärft. Aber Dank für ihren Job erfährt die Streifenpolizistin selten, viel öfter wird sie angepöbelt.

22.340 Mal wurden Polizisten im Jahr 2017 in Deutschland angespuckt, geschubst oder verletzt. „Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte“ lautet der Straftatbestand. Gleichzeitig vertrauten die Deutschen im selben Jahr keiner anderen Institution so sehr wie der Polizei. Das hat eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Forsa ergeben.

Isabella Harms, blonder Zopf, lila Nagellack, dreht das Autoradio leise. Das Mädchen am Telefon hat der Notruf-Hotline etwas von einer wilden Party in der Nacht erzählt, von Koks und Jungs, die auf sie eingeschlagen hätten. Jetzt ist es Mittwoch, 10.30 Uhr. Die 34-Jährige drückt den Knopf in der Mittelkonsole, Blaulicht und Sirene springen an.

Es muss schnell gehen. Streifenpolizisten stehen oft unter Druck. Auch wenn es in Niedersachsen noch nie so viele Polizisten gab und immer mehr in den Beruf wollen, sind sie zu wenige, sagt Harms: „Wir arbeiten uns den Wolf.“ Freinehmen dürfe sich im Sommer niemand, denn: „Alle drehen bei der Hitze durch.“ Die Polizisten seien dann pausenlos im Einsatz. „Wenn du da aufs Klo musst“, sagt Harms, „gehste halt in den Wald.“

Damit die alleinerziehende Mutter die Miete zahlen kann, arbeitet sie häufig 50 statt 35 Stunden in der Woche. „Wenn meine Kleine nicht da ist“, erzählt Harms, „arbeite ich zwölf Tage durch.“ Das geht, weil sich auch der Papa ab und zu kümmert und ihre Eltern in die Nähe gezogen sind.

Sie rast zwischen ausweichenden Autos hindurch, der Regen spritzt hoch. Harms mag das, gebraucht zu werden. Aber es geht an die Substanz, wenn die Streife nach einer Zwölfstundenschicht auch noch angepöbelt wird.

Harms lenkt mit einer Hand weiter, zieht sich im Fahren Handschuhe über. Dann stoppt sie. Es ist ruhig hier, im Norden Lüneburgs, nah bei der Stadt und doch im Grünen. „Freibier gab’s gestern“ steht auf einem Schild im Vorgarten eines Backsteinhauses. Beim Haus gegenüber warten drei Polizisten und ein Rettungswagen. Auf der Terrasse parkt ein Sportwagen, an der Hauswand hängt eine Deutschlandflagge.

Der Einsatzleiter verteilt Aufgaben und Pfefferminzdrops. „Krass, ich hab auch ein Bonbon gekriegt“, ruft ein bartloser junger Mann, der in nassen Socken im Türrahmen steht und raucht. „Warum denn nicht“, antwortet sein Kumpel im Wohnzimmer. „Polizisten sind auch nur Menschen.“

Auch nur Menschen? „Für viele sind wir der Staatsfeind Nummer eins“, sagt Harms später, „und nur da, um zu schikanieren.“ In der Freizeit seien die Streifenkollegen froh, ohne Uniform nicht erkannt zu werden. Ihrem Gefühl nach nehmen die brenzlichen Situationen zu: „Dass uns wer mit einem Messer begegnet oder sich welche zusammenrotten gegen uns.“

Die ganze Nacht waren sie wach: Sechs Jungs, zwei Mädels, sie haben getrunken und weiße Linien geschminkt. Dann ist es eskaliert. Ein Mädchen ist verletzt. Harms soll die Frauen durchsuchen. Sie läuft zum Rettungswagen. Andere Polizisten stellen sich an jeder Hausecke auf, damit niemand abhaut.

Für den Stand der Polizei in der Bevölkerung hätten die Krawalle am Rande des G-20-Gipfels in Hamburg 2017 ihr Gutes gehabt, meint Harms: „So schlimm das für die Polizei war, so augenöffnend war es für die Bevölkerung.“ Damals, als in Hamburg Kleinwagen angezündet wurden, hätten viele erkannt, welchen Gefahren die Beamten ausgesetzt sind – wenn sie gerufen werden, um für Ordnung zu sorgen. Auch zwei ihrer Freundinnen seien im Einsatz gewesen, 56 Stunden in einer 22 Kilogramm schweren Uniform. „Die sind regelrecht verheizt worden.“ Und die Leute daheim, die von allem nur in der Zeitung gelesen haben? „Die standen für uns Spalier und haben geklatscht“, sagt Harms. Auch Monate später liegt Staunen in ihrer Stimme, wenn sie davon erzählt.

Es geht an die Substanz, wenn man nach einer Zwölfstundenschicht auch noch angepöbelt wird

Dankbarkeit erlebt sie selten. „Ich finde, Deutschland vergisst zu schnell.“

Harms klettert in den Rettungswagen. Dort liegt ein dunkelhaariges Mädchen. Mascara läuft ihr als schwarze Tränen über die Wangen, Blut klebt an der Lippe und an den Händen. Sie schnappt nach Luft: „Ihr glaubt mir doch eh nicht.“ „Ich glaub nicht, dass du lügst“, antwortet Harms. Ihre Ruhe überträgt sich auf die 19-Jährige. Die sagt dann doch, wie sie heißt, wann sie

geboren ist, pustet ins Röhrchen – 1,8 Promille. Sie berührt Harms an der Schulter. Die Polizistin weicht zurück, bringt etwas Abstand zwischen sich und das Mädchen. Sie weiß nie, wie ihr Gegenüber reagiert. Sophie spricht vom Klappmesser in ihrer Tasche. Als einer der Jungs auf sie losgegangen ist, habe sie ihm gedroht: „Ich stech dich ab.“

Harms steigt aus, geht zum Beifahrersitz. Dort sitzt die Freundin der 19-Jährigen. Ihre blonden Haare hat sie für die Nacht zu Locken gedreht. Sie ist aufgekratzt, schon angeschnallt, will ihre Freundin ins Krankenhaus begleiten. Sie

hat Sophies Tasche auf dem Schoß und das Messer. Die Polizistin greift danach, reicht es an die Kollegen weiter.

Das Mädchen will nichts sagen. Ihren Namen nicht, ihr Alter nicht, auch nicht, wo sie wohnt. Sie reagiert trotzig. Sagt nur, sie komme aus Russland. „Russland ist groß“, antwortet Harms. „Wenn ich sag: ‚Ich komm aus Deutschland‘, reicht das auch nicht.“ Die Polizistin wird ungeduldig. „Da müsst ihr euch halt mal dran gewöhnen“, pampst das Mädchen zurück, „wir sind auch schon länger da.“ „Klar, jetzt kommt die Rassismuskeule“, erwidert Harms und lacht trocken. Ihre sanfte Art ist in Härte umgeschlagen, sie weiß, hier muss sie durchgreifen.

Der Rettungswagen fährt ohne die Freundin ab. Der Einsatzleiter will die junge Frau mit aufs Revier nehmen. Sie sitzt schon hinten im Streifenwagen, blafft die Polizisten wieder an: „Heute noch?“ Mit ihrer frechen Art reizt sie die Beamten. „So ein renitentes Verhalten ist typisch“, sagt Harms genervt, als sie wieder am Steuer sitzt, „das erleben wir täglich.“

Zurück auf der Wache, hängt sie den Autoschlüssel an den Haken, schüttelt allen Kollegen, die vorbeikommen, die Hand. Die Polizisten kennen sich gut, haben Spitznamen füreinander. Sie geben sich den nötigen Halt, wenn sie auf der Straße aggressiv angegangen werden. Nach einem schlimmen Einsatz trinken sie Malzbier auf der Wache und sprechen über das Erlebte. Isabella Harms bedient sich am Obstteller eines Kollegen. „Es klingt kitschig“, sagt sie und beißt in den Apfel, „aber wir sind hier eine Familie.“ ←



Licht und Schatten: Oft hat Isabella Harms 50-Stunden-Wochen. Dennoch mag sie ihren Job

So ist es, ich zu sein

Teil 3



Anja, 36, ist Lehrerin
und hat das Gefühl,
respektiert zu werden

Protokoll:
Natascha Roshani

→ Es ist ein blöder Begriff, aber seit sechs Jahren unterrichte ich an einer sogenannten Brennpunktschule. Von meinen 26 Schülern haben nur zwei keinen Migrationshintergrund, und nur drei Familien leben nicht von Sozialhilfe.

Am Anfang der siebten Klasse gab es natürlich viele Kämpfe. Vor allem mit den Jungs, die gerade voll in der Pubertät steckten und überall in der Gesellschaft auf Rassismus und auf Gegenwehr stießen. Immerzu mussten sie ihre Grenzen austesten, weil sie nicht wussten, wo ihr Platz in der Gesellschaft ist. Wenn man dann mit einem studierten Habitus von oben auf sie herab schaut, geht es oft in die Hose. Ich bin Sonderpädagogin, daher fällt mir der Umgang mit schwierigen Schülern sicher auch leichter.

Das A und O ist, eine Beziehung zu den Schülern aufzubauen und ihnen zu zeigen, dass man sie erst nimmt, ein offenes Ohr hat und sie mag. Alle Schüler wollen ja gemocht werden. Und wenn man Vertrauen zueinander hat, klappt Lernen einfach besser. Je älter meine Schüler wurden, umso unproblematischer wurden sie. Natürlich werde ich als junge Lehrerin manchmal sexualisiert, weil es eine Rolle spielt, wie ich aussehe, wie ich mich kleide. Da habe ich schon ein paar Respektlosigkeiten erlebt. Aber ich lasse das gar

nicht an mich heran. Ich zwinkere zurück und sage: „Lass das bitte beim nächsten Mal sein! Du weißt, ich bin eine Lehrperson.“ Wenn das zwei-, dreimal passiert, werden die Eltern angerufen, und es gibt einen Tadel. Hört sich doof an, aber die klassischen Mittel funktionieren leider, weil viele unserer Schüler das Prinzip der Strafe verinnerlicht haben. Klare Grenzen sind deshalb wichtig. Wenn du immer nur drohst, aber nichts passiert, dann wirst du nicht ernst genommen. Ich muss manchmal auch laut werden. Entscheidend ist es, konstruktiv zu bleiben.

Früher hatte ich Angst, von den Eltern nicht akzeptiert zu werden. Aber nur einmal wollte mir ein Vater nach dem Elternabend nicht die Hand geben. Ich habe viel stärkere Abneigung erwartet und war verwundert, dass die Eltern mich als Autorität anerkennen und wertschätzen. Allerdings kann sich kaum eine Mutter adäquat mit mir unterhalten. Weil viele – im Gegensatz zu den Männern – sehr schlechtes Deutsch sprechen. Dann müssen oft die Kinder übersetzen, was schwierig ist, wenn es um sie geht. Meistens ist der Sozialarbeiter der Schule bei den Gesprächen dabei.

Ich lebe schon sehr für meinen Job. Das ist für mich die Voraussetzung, um ein gutes Auskommen mit den Schülern zu erreichen. Der Job ist nicht einfach, und man stößt auch an seine psychischen und körperlichen Grenzen, aber ich bin sehr gern Lehrerin. Es ist halt nicht nur ein Bildungs-, sondern auch ein Erziehungsauftrag. ←

Filme, Bilder und Artikel
auf fluter.de



Welche DDR?

Es heißt ja immer, dass das Problem mit der Fremdenfeindlichkeit im Osten stärker als im Westen Deutschlands sei, vor allem in Sachsen. Tatsächlich haben manche Orte im Westen ähnliche Probleme, aber eins fällt doch auf: Die Menschen im Osten sind unzufriedener, und das könnte schon dazu führen, dass es häufiger zu Übergriffen auf Migranten kommt – wie neulich in Chemnitz. Dort fühlen sich laut einer Umfrage zwei Drittel der Einwohner als „Bürger zweiter Klasse“, in Dresden sind es immerhin 49 Prozent. Könnte das damit zusammenhängen, dass diese Menschen erleben mussten, wie die DDR mehr oder weniger abgewickelt wurde, ohne manche ihrer Errungenschaften anzuerkennen – und ohne auf die Lebensläufe vieler DDR-Bürger Rücksicht zu nehmen? Wir sind dem mal nachgegangen.

Selber Bitch!

Dürfen sich Politikerinnen auch mal wehren, wenn man sie in den sozialen Netzwerken aufs Übelste beschimpft? Diese Frage hat sich die ehemalige österreichische Grünen-Abgeordnete zum Nationalrat Sigi Maurer gestellt. Sie wurde im Internet sexuell belästigt und hat den vermeintlichen Urheber der ätzenden Zeilen öffentlich bloßgestellt. Dafür verurteilte man sie zu einer Geldstrafe, weil sie letztlich nicht nachweisen konnte, dass es der Mann wirklich war. Wir liefern eine kleine Einführung in das Spannungsfeld zwischen Persönlichkeitsrecht und Sorgfaltspflicht.

Vorschau

Mal abgesehen von der Frage, ob der vergangene Hitzesommer nun schon der Beginn einer neuen Heißezeit war, die uns bevorsteht: Eigentlich sollte der Klimawandel heute das bestimmende politische Großthema sein – wenn Schlimmeres verhindert werden soll. Stattdessen hat man den Eindruck, dass viele Staaten an einer Politik festhalten, in denen Wirtschaftswachstum weiter über allem steht und niemand es wagt, an unser aller Konsumfreiheit zu rütteln. Doch kann man im Ernst unseren Lebensstil erhalten, wenn der anderswo auf dem Planeten Menschen die Lebensgrundlage entzieht? Und was können wir selbst im Alltag ändern? Wir machen uns schon mal warm für das nächste Heft zum Thema „Klimawandel“.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 69, Thema Respekt, Winter 2018/19
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)
Fabian Dietrich

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artdirektion

zmyk/Jan Späding

Design und Lithografie

zmyk/Oliver Griep

Layout

zmyk/Jens Schnitzler

Mitarbeit

Nik Afanasjew, Simone Ahrweiler, Dominik Bardow, Ramona Drosner, Arno Frank, Sabrina Gaisbauer, Elisabeth Kimmerle, Bernd Kramer, Katharina Lipowsky, Lisa Neal, Alex Raack, Nicolas Rose, Natascha Roshani, Annabelle Seubert, Florian Sturm, Ralf Pauli, Niklas Prenzel, Johann Voigt

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektur

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen sind von Jindrich Novotny; Cover Tobias Kruse/OSTKREUZ; S. 2 Panayiotis Tzamaros/NurPhoto via Getty Images; S. 3 Franz Grünwald; S. 4 Felix Brüggemann, Ewen Spencer; S. 5 RunPhoto/Getty Images; S. 6 Kyodo News via Getty Images; S. 7 RunPhoto/Getty Images; S. 9 Ewen Spencer; S. 10-11 Felix Brüggemann; S. 12 Julian Röder/OSTKREUZ; S. 14 Jürgen Haacks/Uni Kiel; S. 15 Nadja Wohllleben/laif; S. 20-21 Moritz Jekat; S. 23 Abdulhamid Hosbas/Anadolu Agency/Getty Images (2); S. 24 Franz Grünwald; S. 25 Gordon Welters/laif; S. 29 Tony Law/Redux/laif; S. 30 imago/Schreyer; S. 31 imago/MIS; S. 33-36 Kyrre Lien; S. 37 Alex Cruceru/EyeEm/Getty Images; S. 38-39 Drew Angerer/Getty Images; S. 44 Ewen Spencer; S. 46-47 Marcus Glahn; S. 48 Paula Markert; S. 50 akg-images; S. 51 Lukasz Wierzbowski

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz



Nicht nur für dieses Heft haben wir bis zum Umfallen gearbeitet. Wäre nett, wenn du die hier auch mal bestellen würdest.



Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an
meinzimmer@flutter.de

